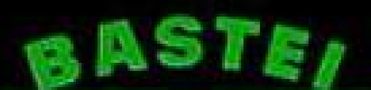
1,90 DM / Band 658
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Was Turro mit den Mädchen machte



Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Was Turro mit den Mädchen machte

John Sinclair Nr. 658

von Jason Dark

erschienen am 12.02.1991

Titelbild von Franco Accornero

Sinclair Crew

Was Turro mit den Mädchen machte

Bisher hatte keine Dämonenseele das Reich des Spuks verlassen können. Doch nichts ist endgültig.

Einer Seele gelang der Ausbruch. Früher ein Dämon und mehrfacher Frauenmörder, suchte die Seele wieder einen neuen Gastkörper und fand ihn auch.

Das Morden begann erneut. Junge Frauen fielen Turro zum Opfer. Keiner hatte er eine Chance gegeben, auch Glenda Perkins nicht…

Dass sein Kollege für eine halbe Stunde verschwunden war, passte Konstabler Ben Hirschfeld überhaupt nicht. Nicht weil er wusste, dass Rutger diese Zeit stets überzog, nein, es lag einfach an der Nacht, die anders war als andere.

Ein Wetterwechsel stand bevor. Der Wind konnte sich nicht entscheiden, ob er warm oder kalt wehen sollte. Hoch oben am Himmel trafen die beiden Luftmassen zusammen. Wetterleuchten in der Ferne, als würde jemand permanent sein Blitzlicht abschießen, und der Himmel zeigte ein Schauspiel, für das kein Eintritt genommen wurde.

Wolkenmassen wehten heran. Dunkel, dann wieder fahl glänzend, weil sich die noch nicht völlig verschwundene Sonne dahinter verbarg. Ihr rotes Licht war gelblicher geworden und zeichnete die Ränder der Wolkenberge scharf nach.

Ben strich über sein Kinn. Er kannte diese Wetterlagen. Der Sommer war vorbei, nun streckte der Herbst seine ersten Fühler aus. Er kam mit den kalten Luftströmen, die für dieses Schauspiel am Himmel sorgten.

Das Wetter machte vielen Menschen zu schaffen. Viele litten an Kopfschmerzen, andere wiederum wurden aggressiv. In den Großstädten kam es zu unkontrollierten Handlungen, wie es immer im Polizeibericht hieß. Hirschfeld hatte einige Jahre seines Polizistenlebens in London verbracht, er konnte ein Lied davon singen.

Ob es zum Gewitter kommen würde, wusste er nicht. Jedenfalls öffnete er das Fenster. Er wollte die Luft riechen. Vielleicht konnte er danach mehr sagen.

Der Wind fuhr ihm brausend entgegen, erwischte sein Gesicht, zerwühlte das dunkle Haar. Die Bäume im Garten hinter dem Polizeigebäude schüttelten sich. Noch hingen die Blätter am Geäst.

Sie hatten sich noch nicht verfärbt. Lange würde es jedoch nicht mehr dauern.

Die Lichter wirkten ungewöhnlich bleich. Das Licht der Laternen wurde regelrecht aufgesaugt.

Der Polizist bewegte den Kopf. Er schaute mal nach rechts, dann wieder nach links. Sein Blick verweilte auf der schmalen Gasse, die an der Grundstückseite entlanglief.

Zwei Jugendliche hatten sich untergehakt und gingen lachend und laut redend weiter.

Hirschfeld schloss das Fenster. Er schalt sich selbst einen Narren, weil er praktisch darauf wartete, dass an diesem Abend etwas geschah. Aber es tat sich nichts, noch nichts.

Bis er den Anruf erhielt.

Sein Telefon gehörte noch zu den alten, schwarz lackierten Apparaten. Da lag der Hörer tatsächlich noch auf einer Gabel, und er

schien bei jedem Klingeln in die Höhe zu schnellen.
Ärger oder nicht?
Die Antwort bekam Hirschfeld Sekunden später, als er sich gemeldet und die Stimme der Anruferin gehört hatte.
Es war die alte Mrs. Close. Ben verdrehte die Augen, als er ihre Stimme vernahm. Wie immer klang sie schrill und keifend. Sie beschwerte sich darüber, dass ihr Hund verschwunden war.
»Daran kann ich doch auch nichts ändern, Mrs. Close!«
»Stimmt!«, keifte sie. »Aber Sie können alle Hebel in Bewegung setzen, um ihn zu finden.«
Ben atmete tief ein. »Ich werde mich bemühen, Mrs. Close.«
»Das ist zu wenig.«
Der Konstabler verdrehte die Augen. Er bewahrte die Ruhe. Schließlich wusste er nicht, wie er reagieren würde, wenn er mal über siebzig geworden war. »Damit fange ich zunächst an, Mrs. Close.«
»Ah ja…«
Sie redete weiter und Hirschfeld hörte nicht hin. Er hatte sich umgedreht, sodass er das Gartenfenster im Blickfeld behalten konnte. Aus dem Hörer quäkte die Stimme der Frau. Ab und zu gab der Konstabler der Frau Recht, was sie ermunterte, weiterzureden. Das brauchte sie einfach, man musste da Nachsicht üben.
Da sah er das Gesicht!
Es entstand wie ein Schatten hinter der Scheibe, als hätte es ein Maler mit blitzschnellen Pinselstrichen gezeichnet und ebenso rasch wieder »ausradiert«.
Ben Hirschfeld hatte soeben noch erkennen können, dass eine blonde Frau in den Raum geschaut hatte - mehr nicht.
Und Mrs. Close redete weiter. Sie kam von einem Thema auf das andere, während ihr der Mann nicht zuhörte. Er ging so weit vor, wie die Telefonschnur reichte.
Schräg blickte er durch das Fenster nach unten in den Garten, wo aber wieder nichts zu sehen war.
Die Fremde blieb verschwunden, als hätte sie der Erdboden verschluckt.
War er einer Täuschung erlegen?
Hirschfeld konnte nicht mit hundertprozentiger Sicherheit davon ausgehen. Er musste abwarten.
Möglicherweise erschien das fremde Gesicht wieder an der Scheibe.
»Also, Konstabler, diese meine Nachbarin, von der ich Ihnen vorhin berichtete, die hat sich doch tatsächlich erdreistet…«, sie redete, ohne Luft zu holen, und Ben war es leid.
»Sorry, aber ich bekomme Besuch, Mrs. Close.«
»Und mein Hund?«, keifte sie.
»Den lassen Sie mal bellen.«

Bevor Mrs. Close lautstark protestieren konnte, hatte der Beamte die Verbindung unterbrochen. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Himmel, diese Person war einfach schrecklich.

Tief atmete er durch. Das Gesicht hinter der Scheibe war ihm nicht mehr aus dem Kopf gegangen.

Permanent hatte er darüber nachgedacht. Er konnte sich auch nicht erinnern, die Person schon einmal gesehen zu haben. Möglicherweise war sie auch zu schnell verschwunden, wer konnte das schon wissen?

Er öffnete das Fenster.

Wieder umbrauste ihn der Wind. Er kam wie mit gewaltigen Händen, die gegen ihn schaufelten.

Seine Augen verengten sich, als er dem gewaltigen Schauspiel der über den Himmel wandernden Wolkenberge zuschaute. Es gab genügend Lücken, wo das fahlgelbe Licht durchschimmerte, als hätte der Teppich dort Löcher bekommen. Löcher, die ein bestimmtes Muster zeigten und den einsamen Mann am Fenster überraschten.

Ben Hirschfeld wunderte sich, denn das dort oben sah aus wie ein großes Gesicht.

Zwei Augen, eine Nase, ein Mund - alles bestehend aus Löchern innerhalb des Wolkenstücks. Hinzu kam die Form der Wolken, über die er sich ebenfalls wunderte. Dieses Teilstück sah aus, als wäre es aus dem Ganzen herausgeschnitten worden, nur um ihm zu zeigen, dass sich dort auch etwas hatte bilden können.

Ein Gesicht, zum Beispiel…

Im Hals spürte der Konstabler eine gewisse Trockenheit. Seine Augen begannen zu brennen, er hatte sie durch das lange Starren wahrscheinlich überanstrengt, glaubte zudem an eine Täuschung, nur veränderte sich das Bild da oben nicht im Gegensatz zu seiner unmittelbaren Umgebung, die immer anders aussah.

Das war schon komisch.

Er wollte es zwar nicht so recht zugeben, aber das Bild da am Himmel flößte ihm schon Furcht ein.

Die Laune der Natur erzeugte bei ihm eine Gänsehaut, vielleicht auch deshalb, weil er ein zweites Gesicht am Fenster gesehen hatte.

Jetzt war es weg!

Der Konstabler wollte wissen, ob die Person Spuren hinterlassen hatte. Er holte seine Taschenlampe und strahlte senkrecht an der Hauswand entlang in die Tiefe.

Der Boden war weich und tatsächlich entdeckte er die Abdrücke darin. Zwei Füße zeichneten sich dort ab. Dabei konnte er nicht genau erkennen, ob sie von einer Frau oder einem Mann stammten.

Nach wie vor ging er davon aus, dass es sich bei der Person um eine Frau gehandelt hatte.

Warum war sie erschienen und dann so urplötzlich wieder

verschwunden? Hatte sie Hilfe von ihm erhofft, war sie gestört worden, weil die beiden Jugendlichen in der Nähe vorbeigingen und sich doch ziemlich lautstark unterhalten hatten?

Die Luft war ungewöhnlich klar, der Schall trug weiter als sonst und er trug auch den hellen Schrei an die Ohren des Konstablers. Dieser Schrei kam ihm so schrecklich vor, dass Ben Hirschfeld von einer Sekunde zur anderen erbleichte…

***

Sie hatte Angst, schreckliche Angst. Sie wusste, dass sie ihm entwischt war, aber nicht entkommen.

Ihm entkam man einfach nicht. Er war wie ein Tier, das einmal Blut gewittert hatte. Hatte er die Fährte aufgenommen, ließ er sie nicht mehr los und jagte ihr nach, bis er das Ende gefunden hatte.

Dort fand er dann sein Opfer und nahm sich die Zeit, es zu töten.

Das - wusste Nelly Torson genau, trotzdem hatte sie es versucht. Sie wollte diesem irren Killer nicht in die Hände fallen und ihr war die Flucht gelungen.

Raus aus der Wohnung, hinein in den Wagen, losfahren und dann anhalten müssen, weil der Tank leer war.

Sie wusste nicht einmal, wo sie sich genau befand. In irgendeinem Ort nordwestlich von London, ein Kaff auf dem Land. Ihr Fluchtfahrzeug stand in einem Feldweg. Von dort aus war sie gelaufen.

Sie hatte nicht einmal ihre Jacke mitgenommen, dafür den engen Rock eingerissen, um so mehr Bewegungsfreiheit zu haben. Sie war auf das Dorf zugelaufen, hatte sich dort nach einer Polizeidienststelle umgeschaut und auch das Haus des Konstablers gefunden.

An der Rückseite war Nelly angekommen, hatte den Mann telefonieren sehen und dann - beim Umdrehen - das schreckliche Gesicht am Himmel. Nein, eigentlich nur das Fragment, aber das sagte ihr genug.

Der Böse war ihr auf den Fersen!

Anstatt in das Gebäude zu laufen, hatte sie die Flucht ergriffen und rannte keuchend durch ein ihr unbekanntes Gelände. Manchmal fühlte sie sich dermaßen erschöpft, dass sie die Füße kaum vom Boden hoch bekam, aber sie machte weiter, die Angst vor einem furchtbaren Ende verlieh ihr ungewöhnliche Kräfte.

Zwischendurch schaute sie hoch zum Himmel, wo sich auch weiterhin das Gesicht in dem Wolkengebilde abmalte. Solange es dort noch stand, war man ihr auf den Fersen.

Sie hätte gern geschrieen oder geweint. Zu beidem war sie zu schwach. Und so rannte Nelly weiter, ohne auf den Weg zu achten, der in gefährliche, sehr einsame Gefilde führte.

Der Untergrund veränderte sich. An einigen Stellen war er schon weich wie ein Teppich geworden, was eigentlich ein Alarmsignal für sie hätte sein müssen.

Das war es aber nicht.

Nelly achtete nicht darauf, sie hatte aber das Gefühl, zu schweben. Plötzlich verlor sie den Kontakt zur Realität. Sie lief, ohne es zu merken - und stürzte.

Das Schicksal zeigte sich in diesen Augenblicken gnädig, denn das dichte Gestrüpp hielt sie auf.

Darin eingeklemmt blieb sie liegen. Sie spürte die klebrigen Blätter in ihrem schweißnassen Gesicht, den Schmutz auf den Lippen, und sie hörte sich keuchen.

Nelly Torson wollte ihre Gedanken ordnen, was nicht klappte, denn sie war zu erschöpft.

Ihr wurde übel, sie musste sich übergeben und merkte kaum, dass sie sich aus dem Busch befreite.

Mit zitternden Beinen stand sie da und schaute zurück.

Seltsam, sie hatte den Eindruck gehabt, meilenweit gelaufen zu sein. Dabei lag der Ort fast zum Greifen nahe vor ihr, denn sie sah die Lichter sehr deutlich.

Verhießen sie Rettung?

Nelly machte sich Vorwürfe, das Dorf verlassen zu haben. Dort hätte sie Schutz finden können. So aber war sie allein - und stand unter Beobachtung, denn das Gesicht in den Wolken starrte auf sie herab.

Nelly legte den Kopf zurück, bog ihren Rücken durch und ballte die Hände zu Fäusten. »Geh weg!«, keuchte sie. »Verdammt noch mal, geh doch endlich weg!«

Auch wenn sie noch so sehr geschrieen hätte, einen Erfolg hätte sie nicht erreichen können. Das Gesicht machte, was es wollte. Es war eine Erscheinung, es stammte nicht von dieser Welt. Obwohl sie keinen Beweis dafür hatte, ging sie davon aus. Es war einfach zu unerklärlich.

Ja, sie hatte es gewusst, aber es war zu spät gewesen, viel zu spät. Jetzt steckte sie in der Falle.

Das Gesicht war da, aber der andere auch! Er hatte nicht nur ein Gesicht, sondern auch einen Körper. Ihn konnte sie anfassen, ihn hatte sie angefasst und dann…

Nein, sie wollte nicht mehr daran denken. Es war einfach zu schlimm gewesen.

Nelly musste wieder in den Ort. Nur dort konnte sie sich verstecken. Wenn sie in seine Klauen geriet, war sie verloren. Dann würde er mit ihr das anstellen, was er auch mit den anderen getan hatte.

Einfach vernichten, töten, weg aus der Welt…

Sie orientierte sich anhand der Lichter. Bis zum Ziel konnte es

höchstens eine halbe Meile sein.

Aber dieser Weg würde lang werden, so verflucht lang.

Einen Pfad gab es nicht. Nelly Torson lief quer durch das Gelände. Wiesen mit hohem Gras und Unkraut umgaben das Dorf. Manchmal stand ein verkrüppelter Baum da wie eine Mahnung an die Umwelt. Nelly sah die Bäume kaum, sie hatte nur Blicke für die Lichter des kleinen Dorfs.

Bis er kam!

Aus dem Nichts war er erschienen. Er stand plötzlich da, ein Schatten, eine furchtbare Gestalt, vielleicht Mensch, vielleicht Geist. Aber er war gekommen, um endgültig abzurechnen.

Sein Arm stach vor. »Die Sammlung«, sagte er. »Denk an die Sammlung, kleine Nelly!«

Seine Stimme war ein dumpfes Grollen, vermischt mit zischenden Geräuschen.

»Nein, bitte nicht!«

Der Schatten kam näher.

Dann schrie sie. Nelly Torson schrie wie noch nie in ihrem kurzen Leben…

***

Ben Hirschfeld hatte eine Gänsehaut bekommen. Dieser furchtbare Schrei steckte ihm noch immer in den Knochen. So etwas hatte er noch nicht gehört, höchstens davon gelesen, aber die Wirklichkeit übertraf alles.

Er hatte sich schon auf der Straße seine Waffe umgeschnallt. Zum Glück wusste er, aus welcher Richtung der Schrei gekommen war. Es gab ein Problem.

Er kam nicht mit dem Wagen durch. Die feuchten Wiesen ließen einem normalen Fahrzeug keine Chance. Da blieben die Reifen sehr schnell stecken. So konnte er nur laufen.

Immer wieder dachte er an das Gesicht. Blonde Haare, die großen Augen, das Erschrecken. Es gab einfach keine andere Möglichkeit. Die Frau hatte unter einer starken Todesangst gelitten.

Und dann das Gesicht am Himmel. Dieses unerklärliche Gebilde aus Wolken und Löchern, das er ebenfalls noch nie gesehen hatte. Gab es da einen Zusammenhang?

Schon nach kurzer Zeit klopften seine Füße über den weichen Wiesengrund. Hier fiel ihm das Laufen schwerer. Zudem hatte sich der Schrei nicht wiederholt, was Hirschfeld als schlechtes Zeichen ansah. Vor 20 Jahren hätte er die Strecke noch schneller geschafft, heute aber hatte er seine Mühe.

Manchmal musste er sich direkt vorankämpfen, denn das hohe Gras schien ihn festhalten zu wollen.

Als er die erste Pause einlegte, war er davon überzeugt, sich nicht mehr zu weit vom Ort des Geschehens zu befinden. Die Taschenlampe hatte er nicht vergessen. Ihr großer Lichtkegel zerstach die Dunkelheit.

Obwohl er die Gegend kannte, kam sie ihm plötzlich fremd vor. Es war nicht dunkel und auch nicht hell. Da vereinigten sich einfach die unterschiedlichsten Grautöne, mal scharf getrennt, mal miteinander verwachsen oder verschlungen.

Ein Licht, in dem nur schwer etwas auszumachen war. Ben Hirschfeld wusste nicht, wo er hingehen sollte, er schritt einfach voran, auf sein Glück hoffend.

Der helle Strahl wies ihm den Weg und dabei entdeckte der Konstabler eine frische Spur.

Das war ungewöhnlich oder auch nicht, wenn er es mit dem Schrei in Verbindung brachte.

Neben der Spur blieb er stehen, leuchtete nach rechts, verfolgte sie von seinem Standplatz aus und stellte fest, dass sie sich einem der kleinen Krüppelbäume näherte, um dort zu verschwinden.

Bevor er hinging, schaute er zum Himmel hoch.

Das Gesicht war weg!

Obwohl es Ben Hirschfeld eigentlich hätte egal sein können, atmete er dennoch auf. Er spürte, dass eine gewisse Bedrohung von ihm genommen worden war. Zum ersten Mal nach langer Zeit zeichnete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht ab. Jetzt brauchte er nur noch die Person zu finden, die geschrieen hatte.

Der Schrei erinnerte ihn wieder daran, dass diese Person möglicherweise in Lebensgefahr geschwebt hatte und nicht mehr existierte. Oder nur als Tote.

Er ging weiter.

Schon nach dem zweiten Schritt erreichte ihn ein ungewöhnlicher Geruch. Es stank verbrannt, okay, das überwog. Aber noch ein anderer Gestank mischte sich darin.

Vielleicht Leichengeruch?

Der Konstabler wurde an Dinge erinnert, die bereits Jahre zurücklagen. In seiner Jugend hatte er Ähnliches gerochen. Da war ebenfalls eine Leiche verbrannt worden.

Und jetzt…?

Plötzlich erwischte der Strahl das Ziel. Es war einfach grauenhaft, furchtbar, nicht zu glauben oder zu fassen.

Seine Hand zitterte, ohne dass er etwas dagegen unternehmen konnte. Der Boden unter ihm schwankte. Er wünschte sich weit weg, aber er stand da und leuchtete den Schrecken an, der sich dicht vor dem Krüppelbaum abmalte.

Aus dem Boden ragte ein Kopf!

Er gehörte einer blonden Frau, nur war von ihren Haaren und dem verkohlten Gesicht nicht mehr viel zu erkennen.

Konstabler Ben Hirschfeld drehte sich zur Seite. Die Lampe entfiel ihm, sie war plötzlich zu schwer für ihn geworden. Dieses Bild rüttelte ihn auf, es machte ihn fertig und es trieb die Übelkeit in ihm hoch.

Hirschfeld musste sich übergeben!

Wieso und warum die Frau auf eine so furchtbare Art und Weise gestorben war, konnte er sich nicht erklären. Er dachte auch erst darüber nach, als er wieder sein Büro erreichte und feststellte, dass Kollege Rutger noch nicht zurückgekehrt war. Ihn wunderte es, dass er beim Hinsetzen sofort die Stuhlfläche traf. Alles war für ihn anders geworden. In der letzten Stunde hatte sich sein Leben verändert. Ben ging davon aus, dass es nie mehr so werden würde wie früher. Dieses Bild der gestorbenen und gequälten Frau würde ihn in seinen Träumen verfolgen. So etwas konnte nur die Wirklichkeit produzieren, da reichte nicht einmal die Fantasie der Filmemacher aus. Es war das perfekte Grauen.

Einen derartigen Fall hatte er noch nie erlebt und er wusste auch, dass er ihm über den Kopf wachsen würde. Er und sein Kollege schafften es nicht, den Tod dieser Frau aufzuklären. Dazu fehlten ihnen die Mittel. Da mussten andere ran.

Die Lösung bestand aus zwei Worten - Scotland Yard!

***

Hinter uns lag ein Tag im Büro.

Muss ja auch mal sein, auch wenn Suko und ich davon nicht gerade begeistert gewesen waren. Aber wir hatten alte Dinge aufgearbeitet, uns mit Akten und Berichten beschäftigt, zwischendurch beim Stamm-Italiener gegessen, uns gefreut, dass nicht mehr gebaut wurde, und ab und zu mit Glenda Perkins geflachst, die ein weinlaubfarbenes Kostüm mit langer Jacke und kurzem Rock trug. Dazu hatte sie dunkle Strümpfe übergestreift. Sogar mit Naht und Schmetterlingsmuster.

Kurz vor Feierabend, ich hatte noch einen letzten Kaffee von ihr bekommen, versuchte ich es mit einem Witz. »Weißt du Glenda«, sagte ich, ihr Büro betretend, »ich würde gern ein Falter sein.«

Sie schaute kaum auf. »Ach ja?«

»Wirklich.«

»Warum das denn?«

»Dann könnte ich auch an deinen Beinen krabbeln.«

Sie winkte nur ab und schaute mich wieder nicht an. Anscheinend hatte sie ihre schlechte Phase.

»Hast du was? Bist du sauer?«

Jetzt erst drehte sie den Kopf. »Nein«, erwiderte sie beinahe staunend. »Wie kommst du denn darauf?«

»Hätte ja sein können. Dein Benehmen ist heute irgendwie anders, finde ich.«

»So - findest du?«

»Ja, meine Liebe.«

»Spar dir deine Worte für andere Damen.«

Oje, daher wehte also der Wind. Nicht dass ich ein schlechtes Gewissen bekommen hätte, aber ich hatte in den letzten Wochen eine alte Bekanntschaft sehr intensiv aufgefrischt. Irgendwie musste Glenda davon Wind bekommen haben.

»Welche andere Damen meinst du? Hast du da eine Person besonders im Blickfeld!«

»Möglich.«

»Wen denn?«

Glenda drehte sich auf dem Stuhl, um mich direkt anzuschauen. Ich hockte auf meinem Lieblingsplatz in ihrem Büro, auf der berühmten Schreibtischkante.

»Muss ich dir das noch sagen?«

»Wäre besser, damit ich dich verstehe.«

»Was soll das denn heißen? Seit wann willst du mich verstehen, John Sinclair?«

»Immer doch.«

»Wer ist denn Jessica Long, bitte sehr?«

Aha, daher wehte der Wind! Das hätte ich mir auch denken können. Ich blieb gelassen, darauf hoffend, dass Glenda es mir auch abnahm. »Kennst du sie nicht?«

»Doch, das ist die Puppentante.«

Ich musste lachen. »Ja, so ähnlich. Sie beschäftigt sich mit Puppen. Jessica stellt sie her, stellt sie aus und ist eine bekannte Künstlerin geworden. Ich habe einige Male mit ihr zu tun gehabt. Das Schicksal kreuzte unsere Wege.«

»Und das Telefon.«

»Wie meinst du das denn?«

»Sie hat in letzter Zeit ziemlich oft angerufen. Allein ihre Stimme ließ auf einiges schließen.«

»Da bin ich jetzt wirklich überfragt.«

»Kann ich mir denken. Du hast sie auch nicht gehört. Die flötete ja direkt deinen Namen, wenn sie dich sprechen wollte.« Glenda schüttelte den Kopf. »Das war schon mehr als unnatürlich.«

»Wie denn?«

»Nun ja, es hörte sich an, als wärst du ihre große Liebe. Ihr Männer seid wirklich komisch.« Glenda hob die Schultern. »Nun ja, ist nicht mein Bier, John Sinclair. Ich mache jetzt Feierabend.«

»Ich auch.«

»Wie schön für dich.«

»Könnten wir nicht einen Teil des Feierabend gemeinsam verbringen?« Ich rückte mit dem Vorschlag sehr leise heraus.
Glenda stand auf, deckte die Maschine mit der Plane ab und schüttelte den Kopf. »Spinnst du?«
»Das war ernst gemeint.«
»Du wirst lachen, das glaube ich dir sogar. Aber nicht mit mir, John. Ich verbringe den Abend allein. Du kannst ja deine Jessica Long anrufen, die hat sicherlich Zeit für dich.«
»Wäre möglich.«
Sei schnappte ihre Handtasche. »Dann wünsche ich euch beiden viel Spaß und Vergnügen.« Von der Tür her funkelte sie mich an und rannte wütend aus dem Büro. Es knallte, als sie die Tür hinter sich zuwarf, und ich zuckte zusammen.
Von unserem Büro her hörte ich ein Räuspern. Als ich mich umdrehte, stand Suko da. Er feixte über das ganze Gesicht.
»Was gibt es denn da zu grinsen?«
»Ganz schön sauer, die Kleine.«
»Hast du zugehört?«
»Zwangsläufig.«
Ich rutschte von der Schreibtischkante, meine Schultern hoben sich dabei. »Nun ja, die Frauen sind eben für uns Männer noch immer recht unbekannte Wesen.«
»Da hast du Recht. Besonders dann, wenn sie von der Eifersucht geplagt werden.«
»Das stimmt leider auch.«
Suko fragte: »Hat sie denn Recht gehabt? Bist du mit Jessica Long näher bekannt?«
»Nun ja, wie man's nimmt.«
Suko lachte. »Du hast mit ihr geschlafen, wenn ich dich so anschaue. Das kannst du nicht leugnen.«
»Ich bin erstens kein Mönch und zweitens nicht verheiratet. Weder mit Glenda noch mit Jane.«
»Trotzdem solltest du vorsichtig sein.«
Ich schielte ihn von der Seite her an. »Vorsichtig, Suko? Ich habe nichts getan - sorry. Was kann ich dafür, dass Jessica einige Male angerufen hat und Glenda über den Klang ihrer Stimme stolperte? Ich habe ihr nahe gelegt, mich zu Hause anzurufen. Das tat sie nicht. Außerdem kann ich ihr nichts verbieten. Sie ist eine moderne Frau, dazu nicht gebunden und würde gewisse Heimlichkeiten nicht akzeptieren. Das ist alles, was ich dir zu diesem Thema sagen kann.«
»Dein Problem, John. Damit musst du dich beschäftigen. Mich tangiert es nicht einmal am Rande.«
»Sei froh.«
»Was hast du vor?«

»Ich schlage mir den Abend um die Ohren. Vielleicht sieht die Welt morgen anders aus.«

»Das hoffe ich für uns alle. Ein mieses Betriebsklima verdirbt so manches.«

»Stimmt genau.«

Auch wir verschwanden. Glenda war sauer auf mich, daran konnte ich nichts ändern. Hätte ich allerdings geahnt, was ihr bevorstand, hätte ich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um ihr zu helfen. So aber schlitterte sie in ihr Verderben…

***

Die ist zu!, dachte Glenda Perkins, als sie den harten Klang hörte, mit dem die Tür ins Schloss gefallen war. Das hatte einfach mal raus gemusst. Sie konnte ihren Frust nicht immer in sich hineinfressen, obwohl sie zugeben musste, dass John - ebenso wie sie - erwachsen war und tun und lassen konnte, was er wollte.

Aber hier ging es um Dinge, die man einfach anders sehen musste. An Jane Collins hatte sie sich gewöhnt, es gab sogar eine Freundschaft zwischen ihnen, doch weitere Frauen wollte sie nicht akzeptieren, obwohl sie nicht genau wusste, ob John Sinclair und diese Jessica Long etwas miteinander gehabt hatten. Sie verließ sich da mehr auf ihr Gefühl, das allerdings riet zu Vorsicht und Misstrauen.

Mit einigen Kollegen fuhr sie nach unten. Glenda sprach als Einzige nicht und gab auch keine Antwort, als sie angesprochen wurde. Mit einem nahezu stoischen Gesichtsausdruck verließ sie den Lift und durcheilte die Halle.

Erst im Freien kam sie wieder zu sich. Es mochte an dem kühlen Wind liegen, der durch Londons Straßenschluchten wehte, dass sie wieder klarer dachte und sich im Prinzip eine Närrin schalt, so reagiert zu haben. Das kam ihr selbst überzogen vor, aber davon abgesehen, hatte es schon etwas für sich.

Sie wollte John schmoren lassen, sie wollte ihm einfach zeigen, dass sie sauer auf ihn war. Das sollte er spüren, daran ging kein Weg vorbei.

Glenda fuhr mit der U-Bahn nach Hause. Normalerweise ließ sie sich im Strom der Menschen mittreiben und in den Wagen drängen. Das wollte sie an diesem Abend nicht.

Sie fühlte sich aufgeputscht, als würde kein Blut durch ihre Adern rinnen, sondern Sekt. Glenda befand sich in einer Stimmung, wo sie einfach etwas unternehmen musste. Einen Schluck trinken, mit einem Bekannten reden, möglicherweise sogar tanzen. Außerdem stand das Wochenende vor der Tür. Freitags dachten die Menschen eben anders als an einem Sonntagabend.

Einen Tag zuvor hatte es noch gestürmt. Der erste wilde Vorbote des

herannahenden Herbstes. Jetzt wehte der Wind zwar noch, doch von einem Sturm konnte nicht mehr gesprochen werden. Dafür spielten sich die unheimlichen Szenen am Himmel ab, wo die Wolkenberge wie eine Herde über das Firmament getrieben wurden.

Glenda kannte in der Nähe einige Lokale, wo sie auch als Frau hineingehen konnte. Da war sie sicher, nicht auf eine plumpe Art und Weise angemacht zu werden. Man traf immer nette Menschen, es machte einfach Spaß.

Ein Lokal hieß Breakdance. Als dieser Tanz vor einigen Jahren modern gewesen war, war das Etablissement absolut in. Breakdance war out, der Name des Lokals geblieben sowie ein Teil der Inneneinrichtung, denn man hatte die Tanzfläche zur Hälfte gelassen. Auf ihr verteilten sich noch einige Hindernisse, über die die Tänzer damals mit artistisch anmutenden Bewegungen hinweggehüpft waren.

Die andere Hälfte war mit kleinen Tischen und schmalen Stühlen voll gestellt worden.

Die Glitzertheke, wo sich glänzendes Metall und Leuchtstoffröhren abwechselten, war voll. In die zweite oder dritte Reihe wollte Glenda sich nicht stellen, deshalb suchte sie sich den Tisch aus, an dem nur ein Stuhl stand.

Sie war umgeben von Gästen, die eifrig diskutieren, lachten oder mal einen Witz rissen.

Dann wurden ihre Augen groß, denn aus dem Hintergrund des Lokals, wo es zu den Toiletten ging und in einem Regal die Hi-Fi-Anlage stand, löste sich ein Mann, den sie kannte.

Es war Bill Conolly; John Sinclairs ältester Freund. Zuerst sah er Glenda nicht, er ging zu einem anderen Tisch, wo mehrere Männer saßen, dann aber fiel sein Blick auf sie.

Zum ersten Mal an diesem Tag musste Glenda heftig lachen, denn Bills Gesicht sah einfach zu komisch aus.

»Ja, ich bin es!«, rief sie gegen die Soulmusik an. »Du kannst ruhig näher kommen.«

Das ließ sich der Reporter nicht zweimal sagen. Da kein Stuhl frei war, stemmte er sich auf den Tisch. »Dass ich dich hier sehe, ist fast schon ein Wunder.«

»Wieso? Du bist doch auch hier.«

»Klar, aber - na ja, es sind Kollegen. Hinzu kamen noch zwei fremde Personen. Wir wollten einen Drink nehmen.«

»Nichts dagegen. Wie geht es zu Hause?«

»Recht gut.«

»Klingt nicht überzeugend.«

Bill wiegte den Kopf. »Die Sache mit Nadine Berger hängt uns noch immer nach. Für jeden ist es auch nach Wochen unbegreiflich, dass Mallmann sie zu einem Vampir gemacht hat.«

»Ich denke ebenso.«
»Kommt John auch noch?«, wollte Bill wissen.
»Nein!«
Die knappe Antwort überraschte ihn. »Ist was zwischen euch?«
»Wie kommst du darauf?«
Bill grinste schief. »Bei diesem einen Wort nur.«
»Na ja, eine kleine Verstimmung.«
»Die du hier jetzt allein kurieren willst.«
»So ist es.«
»Das lasse ich nicht zu, Glenda. Du kommst jetzt zu uns in die Herrenrunde.«
»Nein, das ist…«
»Alles ist okay.« Er zog sie hoch. »Ich nehme deinen Stuhl mit. Ich kenne zwar nicht alle, aber die beiden neuen Gäste sind in Ordnung. Da brauchst du dir keine Sorgen zu machen.«
»Auf deine Verantwortung, Bill.«
»Die übernehme ich gern.«
Vom Tisch her winkte man schon herüber und Glenda wollte wissen, wie lange die Feier dauern würde.
»Kann ich dir nicht sagen. Ich bin jedenfalls vor Mitternacht wieder in meinem Haus.«
Glenda wurde mit großem Hallo begrüßt. Die Männer freuten sich, man rückte auseinander, um ihr Platz zu schaffen. Bill schaute mit einem Lächeln zu und auch Glenda fühlte sich wohl. Nicht wie der Hahn im Korb, eher wie das Huhn in der Tasche.
Bill stellte sie vor und die Männer nannten ebenfalls ihre Namen, von denen Glenda kaum einen behielt.
Der Mann neben ihr bestellte ihr etwas zu trinken. »Sie nehmen doch ein Gläschen Champagner?«
»Nur wenn es sein muss.«
»In diesem Fall ja.«
Der Mann sah gut aus, das musste Glenda zugeben: Sein Haar zeigte nicht mehr die Schwärze der Jugend, denn erste graue Streifen durchzogen es wie schmutzige Schneestreifen. Es war aus der Stirn weggekämmt worden, was das Gesicht größer machte. Dunkle Augen blickten Glenda an.
Vielleicht war der Mund ein wenig zu weich für einen Mann, doch das Lächeln machte alles wieder wett.
»Sie heißen Glenda?«
»Ja.«
»Ich bin Andy Gere.«
»Oh, aber…«
Gere unterbrach sie lachend. »Keine Sorge, ich bin weder verwandt noch bekannt mit dem Hollywoodstar Gere.« Er deutete auf das Glas,

das vor Glenda hingestellt wurde. »Cheers. Darauf, dass diese Männerrunde durch eine Lady aufgelockert wurde.«

Damit waren alle einverstanden. Glendas dünnes Glas klirrte leicht beim Anstoßen gegen die dickwandigen Biergläser und in der nächsten Stunde mischte sie bei der Unterhaltung kräftig mit. Die Zeit verging wie im Flug. Glenda bekam Hunger, denn sie brauchte nach dem dritten Glas unbedingt etwas in den Magen.

Als sie mit Andy Gere darüber sprach, schüttelte dieser den Kopf. »Ich bitte Sie, Glenda. Sie wollen doch nicht etwa allein losgehen und etwas essen.«

»Das hatte ich vor.«

»Nein! Wenn, dann gehen wir gemeinsam.«

Glenda gab zu, dass ihr der Mann sympathisch war. Und sie hätte den Vorschlag nicht so laut ausgesprochen, hätte sie mit einer anderen Reaktion gerechnet. Sie wollte die Begleitung und hatte nichts dagegen einzuwenden.

Er lächelte. »Ich bekomme noch eine Antwort von Ihnen, Glenda!«

»Kennen Sie sich denn aus?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Dann lasse ich mich überraschen.«

Als Glenda sich erhob und ihr Andy Gere galant den Stuhl aus dem Weg rückte, schaute auch Bill Conolly auf. »Du willst uns schon verlassen, Glenda?«

»Ich gehe mit Andy Gere eine Kleinigkeit essen.« Es tat ihr gut, das sagen zu können, und sie hoffte stark, dass es John Sinclair über Bill erfuhr.

»Wohin denn?«

»Das werden wir noch sehen.«

»Dann viel Spaß, Glenda.«

Auch die anderen wünschten das. In einigen Stimmen schwang ein anzüglicher Unterton mit.

Andy Gere trug einen modern geschnittenen schwarzen Anzug, dessen Stoff einen leichten Glanz zeigte. Zum weißen Hemd hatte er sich für eine bunte Krawatte entschieden. Ihr Muster zeigte ein verwirrendes Spiel aus mehreren Farben.

»Einen Mantel haben Sie nicht?«

»Nein.«

»Ich auch nicht.« Gere lächelte und hielt Glenda galant die Tür auf. »Wir können zu Fuß gehen oder einen Wagen nehmen.«

»Wie weit ist das Lokal denn entfernt?«

»Es ist ein Bistro, in dem man einen hervorragenden Fisch isst. Einfach super.«

»Neu?«

»So gut wie. Ungefähr vierhundert Yards von hier entfernt.«

»Dann gehen wir zu Fuß.«
»Das meine ich auch.«
Die Gegend hatte sich belebt. Man konnte immer nur staunen, wie viele Menschen ihre Wohnungen und Häuser verließen, um sich in das Vergnügen zu stürzen.
Londons Innenstadt glänzte im Licht der Reklamen und stank auch nicht so, da der Wind die Abgase schnell wegwehte. Sie schlenderten nebeneinander her. Andy Gere wusste viel zu erzählen. Er war viel in der Welt herumgekommen und schien selbst Städte wie Kalkutta wie seine Westentasche zu kennen.
Glenda hörte ihm gern zu, bis zu dem Augenblick, als der Mann plötzlich aufschrie.
Die Frau war bereits weitergegangen, blieb nun stehen und drehte sich um. Ihr Gesicht wurde fahl, denn Andy Gere hockte auf dem Boden, hatte ein Bein angezogen und hielt sich den Knöchel. Die anderen Menschen umgingen ihn, wobei sie ihn mit scheuen Blicken bedachten.
»Was ist passiert?«, fragte Glenda, als sie sich zu ihm herabbeugte.
»Umgeknickt.«
»Oje. Schlimm?«
Gere befühlte seinen linken Knöchel. »Ich glaube schon. Bevor wir weitergehen, müsste ich ihn behandeln.«
Heftig schüttelte Glenda den Kopf. »Das kommt überhaupt nicht in Frage. Ich werde ein Taxi besorgen, dass Sie zu sich nach Hause bringt. Dort sehen wir weiter.«
Der Mann lächelte unter Schmerzen. »Ich glaube, das können Sie sich sparen, Glenda.« Er streckte den rechten Arm aus. »Helfen Sie mir bitte mal auf die Beine.«
Glenda tat es. Erst als Gere stand und sich auf sie stützte, erkundigte sie sich nach dem Grund.
»Ich wohne hier.«
»Wie bitte?«
Er deutete auf ein Haus mit heller Marmorfassade. Es gehörte zu den Bauten, wo alles teuer war.
Das Material ebenso wie die Mieten. Zudem war viel Glas verwendet worden. Eine Front zog sich wie ein herabhängender Schal vom Dach her bis zur Haustür.
»Stimmt das?«
Trotz der Schmerzen lachte Gere.. »Ja, Glenda. Es hört sich komisch an, aber es ist so.«
»Nun ja. Dann werde ich mir Ihren Fuß mal genauer ansehen.«
»Sie wollen mit hoch?«
»Warum nicht?«
»Denken Sie nicht, dass es von mir ein Trick gewesen sein könnte.«

»Das wird sich herausstellen.«
»Mutig, Glenda, sehr mutig.«
Sie lächelte. »Zur Not kann ich mich meiner Haut wehren, Andy. Vergessen Sie das nicht.«
»Das traue ich Ihnen zu.«
Glenda stützte den Mann auch dann, als er auf die Haustür zuging. Natürlich gab es hier einen Portier, der in einer Fantasieuniform steckte und vor Schreck große Augen bekam, als er die beiden sah.
»Mr. Gere, was ist mit Ihnen?«
»Nichts, Harry, nur der Fuß.«
»Brauchen Sie einen Arzt?«
Gere lachte. »Auf keinen Fall. Nur pflegende Hände und die habe ich mitgebracht.«
»Das sehe ich.«
Die Halle war ebenfalls mit Marmor ausstaffiert. Auch eine Sitzgruppe war vorhanden. Sie hätte in jedes Luxushotel gepasst.
»Wo wohnen Sie?«
»Im letzten Stock.«
Glenda drückte auf den Knopf. Dass der Abend so beginnen würde, daran hätte sie nicht gedacht.
Sie fragte sich allerdings, wie er sich fortsetzte. Und da wollte sie sich einfach überraschen lassen…

***

Suko und ich waren noch einige Minuten im Büro geblieben und hatten aufgeräumt.
»Hast du etwas vor?«, fragte ich den Freund.
»Nein, nicht außer der Reihe. Bei einem meiner Vetter wollte ich mal vorbeischauen und etwas essen.«
»Ach so, dein Vetter.« Ich konnte es noch immer nicht fassen, aber Suko, der Chinese, bezeichnete seine Landsleute stets als seine Vettern. Manchmal hatte ich das Gefühl, als wäre er mit zahlreichen Chinesen verwandt.
»Kommst du mit?«
»Das glaube ich nicht. Mir steht nicht der Sinn nach einem chinesischen Essen.«
»Das musst du wissen.«
Obwohl wir endlich mal an einem Freitag zu einer normalen Zeit Feierabend machten, wollte sich dieses Weekend-Gefühl bei mir einfach nicht einstellen. Möglicherweise steckte ich bereits so tief im Stress, dass ich nicht mehr in der Lage war, es richtig zu genießen. Vielleicht lag es auch an Glenda. Ich würde den Abend vergammeln oder auch nicht, denn plötzlich öffnete sich die Außentür des Vorzimmers, und wer stand auf der Schwelle und schaute uns durch

die dicken Gläser seiner Brille an?

Sir James Powell - Superintendent, königstreu und unser Chef.

»Das ist gut, dass ich Sie beide noch erwische.«

»Wir sind eben pflichtbewusst, Sir.«

Fast böse schaute er mich an, bevor er uns in sein Büro bat, wo wir uns etwas ansehen sollten.

»Da kannst du dir dein Essen an die Wand malen, habe ich das Gefühl.«

»Abwarten, John.«

»Wetten?«

»Worum?«

»Um zwei Stäbchen und sieben Reiskörner.«

»Die du dann aufpicken musst.«

»Ich verliere die Wette nicht.«

»Welche Wette?«, fragte Sir James. Er hatte meinen letzten Satz gehört.

»Es ging um das Weekend.«

»Das ich Ihnen verdorben habe?«

»So etwas habe ich nicht behauptet, Sir.«

»Manchmal kann ich Gedanken lesen.«

Wir betraten sein Büro, in dem es nach Zigarrenrauch roch. Sir James schien Besuch gehabt zu haben.

»Ich kann Sie beide beruhigen«, sagte er, nachdem er uns an den Schreibtisch gebeten hatte. »Eigentlich ist es kein Fall. Ich weiß auch nicht, ob es noch einer werden könnte. Jedenfalls sollten Sie sich zuvor etwas anschauen.«

»Was denn?«

»Fotos«, sagte der Superintendent nur.

Es waren Aufnahmen in den Farben Schwarz und Weiß. Sir James kippte sie aus einer Tüte. Ein Foto bekam ich, ein zweites überreichte er dem Inspektor.

Schon beim ersten flüchtigen Blick hatte ich erkannt, dass es sich nicht um Urlaubsbilder handelte, sondern um Aufnahmen, die von der Mordkommission geschossen worden waren. Das lag allein am Format.

Für schwache Nerven waren die Bilder nichts. Sie zeigten eine schlimme Szene. Da wuchs aus dem Erdboden ein völlig verbrannter Kopf. Es war nicht zu erkennen, ob er einer Frau oder einem Mann gehörte. Erst das nächste Foto zeigte den gesamten Körper.

Es war eine Frau.

Ich schaute mir zusammen mit Suko sämtliche Aufnahmen an. Sir James gab keinen Kommentar ab.

Er ließ uns in Ruhe und rückte mit der Erklärung erst heraus, als wir die Aufnahmen wieder auf die Schreibtischplatte gelegt hatten.

»Ein Konstabler aus Lakehurst fand die Frau so eingegraben und

verbrannt in unmittelbarer Nähe des Orts. Er hatte zuvor ihren Schrei gehört und war ihm nachgegangen.«

»War das alles, Sir?«, fragte Suko..

»Im Prinzip schon. Die Tote wurde untersucht. Sie ist tatsächlich verbrannt oder verschmort. Man fand an ihrem Körper sogar noch schmierige schwarze Reste, die an der Haut klebten wie eine dünne Kleidung. Erklärbar ist das nicht. Auch die Analyse dieser Rückstände hat kein konkretes Ergebnis gebracht.«

»Was denn für ein Ergebnis?«

»Gute Frage, John. Eigentlich keines. Selbst die hochempfindlichen Mikroanalysen zeigten nichts an. Es war etwas und es war trotzdem nicht zu finden oder zu sehen.«

»Komplizierter geht es nicht?«, fragte ich.

»Tut mir Leid. Aber es ist so.«

Ich schaute Suko an, der ebenso schlau war wie ich. Er meinte allerdings: »Wenn also unsere Experten nichts finden, könnte es durchaus sein, dass andere Kräfte hinter dem Mord stecken?«

»Darauf wollte ich hinaus«, erklärte Sir James.

»Und wo sollen wir ansetzen?«

»Vielleicht in Lakehurst. Der Konstabler heißt Ben Hirschfeld. Wenn Sie am heutigen Abend noch hinfahren, hätte ich wahrlich nichts dagegen. Sie könnten die Stelle, wo die Tat geschah, näher in Augenschein nehmen und Ihren Forschungen nachgehen. Oder hatten Sie sich für den Feierabend etwas vorgenommen?«

»Nein, nein - nie!«, rief ich fast beschwörend. »Wir warten stets auf diese kleinen Überraschungen.«

»Das hatte ich mir gedacht. Außerdem brauchen Sie bis Lakehurst wirklich nicht lange zu fahren.«

»Natürlich, Sir.«

Er lächelte hinterlistig. »Dann wünsche ich Ihnen eine gute Fahrt. Und geben Sie mir bitte Bescheid.«

»Auch in der Nacht, Sir?«

»Natürlich.« Er schüttelte den Kopf. »Hatten wir vorhin nicht über Pflichtbewusstsein gesprochen?«

»Klar.«

»Dafür bin ich der lebende Beweis.«

Ich wiegte den Kopf. »Wenn ich in Ihrem Alter bin, werde ich ähnlich denken, Sir.«

»Ich dachte schon immer so.«

»Dann waren Sie wohl nie jung, wie?«

Bevor er eine Antwort geben konnte, hatten wir fluchtartig den Raum verlassen.

Suko rieb sich im Flur die Hände. »Dem hast du es aber gegeben, Alter. Gratuliere.«

Ich winkte ab. »Es kam eben einfach über mich.«
»Da mein BMW in der Tiefgarage steht, werden wir nicht umhin können, den Dienstrover zu nehmen, John.«
»Was dich ärgert.«
»Und wie.«
Ich nickte. »Klar, das sehe ich dir an.«
Unsere Flachserei war schnell beendet, denn wir kamen auf das Thema der Analyse zu sprechen.
»Kein Ergebnis, Suko. Was kann das sein?«
»Weshalb fragst du mich?«
»Ich habe angenommen, du hättest eine Idee.«
Er grunzte leicht. »Das ist aber komisch. Immer wenn es dir zu schwer wird, soll ich den Hebel ansetzen.«
»Einer muss es ja tun.«
»Einigen wir uns so: Ich denke nach, während du den tollen Rover fährst, John. Einverstanden?«
»Steig ein«, sagte ich nur…

***

»Ja, Glenda, wunderbar. Das ist einfach monster…«
»Wie bitte?«
»Monster ist das neue Modewort. Früher sagte man affengeil.«
»Sorry, da bin ich nicht so recht informiert. Aber ungewöhnlich finde ich es schon, dass ich hier sitze und mich von Ihnen fotografieren lasse, obwohl sie ja den Knöchel verstaucht haben.«
»Es ist eben mein Hobby.«
»Nur bei Frauen?«
Er schaute über die Kamera hinweg und bewegte seinen ausgestreckten Zeigefinger nach rechts und links. »Nur bei schönen Frauen, Glenda. Das ist der Unterschied.«
»O danke.«
Glenda fühlte sich beschwingt. Sie hatte nicht nur die drei Gläser Champagner geleert, sondern auch einen von Andy Gere gemixten Haus-Cocktails probiert, eine Mischung aus Likör, Saft und Sekt.
Das Zeug hatte es in sich gehabt.
Die Wohnung war ein Traum. Sehr hell, sehr weiß, aber gebrochenes Weiß, und als Kontrast die schwarzen, unregelmäßig großen Flecken an den Wänden.
Zuerst hatte Glenda an Schmutz gedacht, bis ihr von Gere erklärt worden war, dass es sich um besondere Kunstwerke handelte, um eine von ihm erfundene Schwärze, die praktisch einmalig auf der Welt war, weil ihr jegliches Licht entzogen wurde.
»Geht das denn?«, hatte Glenda gefragt.
»Sicher.«

»Und wie?«
»Entschuldigen Sie, aber das muss mein Geheimnis bleiben.«
Nach dieser ausweichenden Erklärung hatte sich Glenda den Knöchel des Mannes angeschaut und dabei festgestellt, dass er tatsächlich eine Schwellung zeigte. Sie hatte ihn mit einer branntweinähnlichen Flüssigkeit behandelt und ein weißes Taschentuch als Verband darum gewickelt. So konnte sich Gere einigermaßen bewegen, auch wenn er durch den Raum humpelte. Die Jacke hatte er abgelegt und war auf das Fotografieren zu sprechen gekommen.
Glenda saß auf der hellen Ledercouch und Gere wollte sie über den Glastisch hinweg fotografieren.
Als Farbklecks stand noch ein tiefblauer Sessel im Hintergrund des Raumes sehr günstig platziert, denn von dieser Sitzgelegenheit ließen sich per griffbereit daliegender Fernbedienung die Hi-Fi-Anlage, TV und Video bedienen.
Die Kamera stand auf einem Stativ. Eine sehr raffinierte Beleuchtung sorgte für Licht und Schatten.
Der Schatten floss auch über die helle Couch und erreichte die linke Gesichtshälfte der Frau. Die andere blieb im Hellen.
»Sie können ruhig lächeln, Glenda. Ziehen Sie die Beine an, machen Sie es sich bequem…«
»Ich bin doch kein Model…«
»Das schaffen Sie schon.«
Er sprach und knipste. Glenda wollte abwinken, doch ihre Bewegungen waren zu langsam. Die Drinks taten ihre Wirkung und so wehrte sie sich auch nicht, als sie die Beine anziehen sollte und der Rock dabei sehr, sehr hoch rutschte.
»Sie tragen Strapse?«, fragte Gere.
»Was Sie alles sehen. Schämen Sie sich.« Ihre Stimme sollte ernst klingen, was Glenda allerdings nicht schaffte.
»Es wird toll werden, Glenda. Einfach super.« Er knipste weiter. »Das habe ich noch nie erlebt.«
»Sagen Sie das jeder Frau, die Sie fotografieren?«
»Nein.«
»Sie haben aber schon…«
»Ich bin so etwas wie ein Fotograf. Das gehört alles zu meinem Beruf.«
»Und wie nennt sich der?«
»Designer!«
Glenda lachte und hielt dabei eine Hand vor den Mund, was den Mann irritierte. »Ist was mit meinem Beruf?«
»Im Prinzip nicht. Aber er scheint Mode zu werden.«
»Da haben Sie Recht. Nur sind die Chancen auf einen Erfolg dann begrenzt, wenn sich zu viele Personen für den Beruf entscheiden.« Er

knipste wieder und Glenda hatte sich sogar daran gewöhnt.

Im türkisfarbenen schimmernden Glas befand sich noch ein Drittel des Drinks. Sie nahm das Glas, prostete gegen die Kamera und gab dem Mann somit ein neues Motiv, auf das er dankbar ansprang.

»Okay, Schluss - Ende!«, rief er, erhob sich und winkte mit beiden Armen heftig ab.

»Keine Aufnahme mehr?«

»Nein.«

»Schade.«

Er packte die Kamera weg. »Weshalb sagen Sie das?«

»Ich hatte mich daran gewöhnt.«

»Das kann schon sein.«

Glenda - setzte sich wieder normal hin. Gere war der Meinung, dass Kamera und Stativ störten, deshalb wollte er die Dinge wegbringen.

»Bitte, meinetwegen.«

Er ging. Glenda schaute ihm dabei nach und runzelte die Stirn, denn ihr war aufgefallen, dass Andy Gere nicht mehr humpelte. Hatte er ihr etwas vorgespielt, um sie in die Wohnung zu locken, oder war der Knöchel wieder in Ordnung?

Misstrauen keimte in ihr hoch. Nicht dass sie es hundertprozentig bereut hätte, mit dem Fremden in die Wohnung gegangen zu sein, sie fand ihn nach wie vor attraktiv, aber einiges kam ihr doch ungewöhnlich vor. Wie auch die Fotografiererei, wenn sie im Nachhinein darüber nachdachte.

Pfeifend und als wäre alles völlig normal, kehrte Andy Gere wieder zurück.

»So, morgen werde ich die Fotos entwickeln.«

»Tun Sie das.«

Er legte ein Album auf den Tisch, was Glenda verwunderte. Sie deutete mit dem Zeigefinger auf das Album. »Darin verwahren Sie die Fotos auf, nehme ich mal an.«

»Richtig.«

»Ist auch ein Platz für mich reserviert?«

»Auch das.« Er nahm das Album wieder an sich und kam um den Tisch herum, weil er sich neben Glenda setzen wollte. »Macht es Ihnen etwas aus, sich die Bilder anzuschauen? Ich will Ihnen nur damit einen Überblick geben, was meine Arbeiten anbelangt.«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Das ist gut. Sehen Sie.« Er schlug die erste Seite auf und Glenda sah eine blonde Frau, die breit in die Kamera lächelte. Sie saß ebenfalls auf dieser Couch.

»Weiter.«

Die nächsten beiden waren dunkelhaarig. Alle Frauen sahen hübsch aus, alle waren bekleidet, es gab keine anstößigen Fotos. »Und darin

werde auch ich verewigt?«
»So ist es. Vorausgesetzt, Sie sind einverstanden…«
Glenda runzelte die Brauen. »Darf ich fragen, weshalb Sie das tun, Andy?«
Er strich über sein geföhntes Haar. »Das ist nicht einfach zu beantworten, Glenda. Sagen wir so: Es ist ein bestimmtes Hobby von mir.«
»Oder ein Tick?« Glenda lachte. »Bitte, nehmen Sie das nicht persönlich, aber wohl jeder Mensch hat irgendwo eine Macke. Da schließe ich mich nicht aus.«
»Welche darf ich denn bei Ihnen vermuten?«, erkundigte sich Gere.
»Ich bin zu misstrauisch.«
»Nein!« Er drückte sich von ihr weg. »Das kann doch nicht stimmen.«
»Doch, glauben Sie es mir.«
»Sie sind doch zu mir in die Wohnung gekommen.«
»Wegen Ihres Knöchels. Sie taten mir Leid.«
Er nickte und schlug gegen seine Brust. »Jetzt bin ich schuld, dass Sie nichts gegessen haben.«
»Ich werde es überleben.«
»Hat sich Ihr Misstrauen denn bezahlt gemacht?«
»Bei Ihnen?«
»Sicher.«
Glenda blätterte weiter, bevor sie die Antwort gab. Sie hatte schon das sechste Mädchen gesehen, und irgendetwas stimmte mit den Personen nicht.
»Wollen Sie mir keine Antwort geben?«
»Schon. Mein Misstrauen scheint berechtigt gewesen zu sein. Ich sah Sie vorhin gehen, und Sie haben nicht mehr gehumpelt. Nicht einmal mit dem anderen Bein.«
Gere lachte laut auf. »Das sahen Sie?«
»Es ließ sich nicht vermeiden.«
»Mein Kompliment. Sie haben gute Augen.«
»Danke.« Glenda blätterte weiter. Das nächste Foto erschien.. Ein lächelndes Frauengesicht mit großen, dunklen Augen, in denen die Pupillen verheißungsvoll aussahen und einem Partner alle Freuden der Liebe versprachen.
Diesmal schlug Glenda die Seite nicht um. Sie schüttelte nur leicht den Kopf und zeigte sich irritiert, was Gere natürlich auffiel, und er stellte sofort eine entsprechende Frage.
»Ist was mit dem Foto?«
»Das kann sein. Lassen Sie mich nachdenken.« Glenda legte einen Finger gegen die Lippen.
»Das Mädchen hat sich ebenso fotografieren lassen wie Sie.«
Glendas Hand sank wieder nach unten. »Kann es sein, dass ich das

Mädchen schon einmal gesehen habe?«
»Unmöglich ist nichts. Auf der Straße oder…«
»Nein, nein, so meine ich das nicht. In einem anderen Zusammenhang, denke ich.«
»In welch einem denn?« Seine Frage klang lauernd und die Finger seiner rechten Hand trommelten einen Rhythmus auf den Glastisch.
Glenda hüstelte. Ihre Rechte lag flach auf dem Album, damit die Seiten nicht umklappen konnten.
Sie strich das Haar mit der anderen Hand zurück. »Sorry, ich kann mich nicht erinnern. Es ist irgendwo an meinem Gedächtnis vergraben.«
»Dann graben Sie es wieder aus.«
»Wenn das mal so einfach wäre.« Andy Gere hob die Arme. »Ich lasse Ihnen Zeit, Glenda. Möchten Sie noch etwas trinken?«
»Um Himmels willen, nur nicht.«
»Es kann auch ein Wasser sein.«
»Ja, da stimme ich zu.«
Der Mann erhob sich und schritt auf die Küche zu. Er brauchte nur durch eine Tür zu gehen, um sie zu erreichen. Abermals verkniff er sich ein Humpeln, was natürlich nicht dazu beitrug, Glendas Misstrauen abzuschütteln. Hinzu kam das Foto.
Sie war fest davon überzeugt, das Mädchen schon einmal gesehen zu haben. Die Kleine war jünger als sie. Vielleicht drei oder vier Jahre. Glenda dachte darüber nach, wo es gewesen sein könnte.
Möglicherweise auf einer Fete, in der U-Bahn - oder? Nun strengte sie ihre kleinen, grauen Zellen noch stärker an. Beruflich!
Ja, das konnte es sein. Wenn das zutraf, war dieses Mädchen in ein Verbrechen verwickelt und lebte möglicherweise nicht mehr. Nicht allein wegen der Wärme im Zimmer schoss Glenda das Blut in den Kopf, es lag auch an ihrem Gedankengang, den sie selbst schrecklich fand. Namen hatte Gere nicht notiert. Sollte das Mädchen mit einem Verbrechen in Zusammenhang gebracht werden, dann war dieser Mann unter Umständen nicht so unschuldig, wie er sich gab..
Glenda Perkins schaute hoch. Andy Gere stand in der Tür, er lächelte. Gut sah er aus in seinem weit geschnittenen Hemd, der dunklen Hose und dem schwarzgrauen Haar. Sein Lächeln wirkte etwas aufgesetzt. Aus dem Glas schäumte das Wasser.
»Sie sehen so ungewöhnlich aus, Glenda.«
»Wie meinen Sie das?«
»Nun ja.« Er schritt langsam näher. »Ich habe Sie beobachtet. Das letzte Foto schauten Sie sich sehr genau an und Sie scheinen auch zu einem Resultat gekommen zu sein.«
»Leider nicht.«
»Wie darf ich das verstehen?«

»Nun ja. Die Lampe glimmt nur.«
»Darf ich Ihnen helfen, Sie zum Leuchten zu bringen?« Er setzte sich wieder neben sie und stellte das Glas ab.
»Das wäre sehr nett.« Glenda tippte mit dem Zeigefinger auf das Bild. »Woher kenne ich das Mädchen?«, fragte sie mehr zu sich selbst gewandt. »Woher?«
»Sie hat hier in der Nähe gewohnt.«
»Jetzt nicht mehr?«
»Nein. Sie zog weg.«
Glenda trank einen Schluck. »Können Sie mir verraten, wie sie geheißen hat?«
»Hui, da verlangen Sie etwas von mir. Wenn mich nicht alles täuscht, hieß sie Uta und stammte aus den Niederlanden. Amsterdam, schätze ich.«
»Zog sie denn wieder weg?«
Gere hob die Schultern. Ein Bein hatte er locker über das andere gelegt. Der Knöchel störte ihn nicht. »Ich habe sie jedenfalls lange nicht mehr gesehen. Aber eine andere Frage hätte ich schon. Woher kennen Sie Uta denn? Oder woher glauben Sie, Uta zu kennen?«
Glenda überlegte, ob sie ihm die Wahrheit sagen sollte. Bisher wusste Andy Gere nicht, dass sie beim Yard angestellt war. Gab sie eine Erklärung ab, konnte sich das als ein Bumerang erweisen.
»Ist das so schwer?«
»Ja, ich habe mal mit ihr gesprochen. Ist schon länger her. Mir fällt nur nicht ein, wo das gewesen ist.«
»Da kann ich Ihnen auch nicht helfen. Sie war sehr, nett und hat sich wie sie auch gern fotografieren lassen. Auch sollten Sie sich nicht den Kopf zerbrechen, Glenda. Sie werden diese Uta sowieso nicht wiedersehen. Sie nicht und auch die anderen nicht.«
»Tatsächlich?«
»Ja.«
»Wieso nicht?«
»Weil es nicht geht, Glenda. Und die Erklärung ist ganz einfach. Alle Mädchen, die sie hier im Album abgebildet sehen, sind tot. Ich selbst habe sie umgebracht, und Sie, Glenda, sind die Nächste auf meiner großen Liste…«

***

Glenda sagte zunächst einmal nichts. Der Schock dieses Bekenntnisses und das Wissen, hautnah neben einem Massenmörder zu sitzen, hatten ihr die Sprache verschlagen.
Sie hörte ihn atmen und wusste, dass kein Geist neben ihr hockte. Dann nahm sie das Album sehr vorsichtig und legte es zurück auf den Tisch, wo es aufgeschlagen blieb.

Sie hatte Mühe, sich zu beherrschen, denn dieses Geständnis war furchtbar. Aber stimmte es auch?

Wie konnte sich ein Massenmörder in London herumtreiben, ohne dass der Polizei etwas aufgefallen war? Die toten Frauen waren ja keine Puppen gewesen, sondern lebendige Personen, die nach ihrem Verschwinden vermisst worden sein mussten. Wahrscheinlich kannte Glenda das Gesicht des dunkelhaarigen Mädchens aus der Vermisstenkartei.

»Genug gedacht?«, fragte Gere.

»Bestimmt nicht.« Sie rückte etwas nach rechts in die Ecke. Plötzlich fröstelte sie. Es war noch immer nicht zu fassen, dass sie neben einer Bestie in Menschengestalt hockte.

»Darf ich Ihnen ein Tuch reichen, Glenda?«

»Wozu sollte das gut sein?«

»Damit Sie sich den Schweiß von der Stirn trocknen können. Sie sehen auf einmal sehr gestresst aus.«

»Ist das ein Wunder?«

»Nein. Allerdings muss ich Ihnen ein Kompliment machen. Ich bewundere Ihre Haltung.«

»Auf Komplimente dieser Art pfeife ich.«

»Seien Sie nicht so verstockt. Andere sind durchgedreht, haben geschrieen, getobt, konnten sich einfach nicht mehr beherrschen. Ihre Ruhe, Glenda, ist schon unnatürlich und ich frage mich, was dahinter steckt. Sie scheinen eine besondere Frau zu sein.«

Zeit gewinnen, dachte sie. Nur Zeit gewinnen. Ihn ablenken, dann handeln.

»Möglicherweise bin ich das.«

»Sehr gut. Können Sie das näher erklären?«

Es kostete sie Mühe, den Mann anzuschauen. Glenda drehte trotzdem den Kopf und schaffte sogar ein Lächeln. »Das will ich Ihnen sagen. Das heißt, ich wundere mich, dass Sie nicht von allein darauf gekommen sind. Überlegen Sie mal. Mir fiel das Bild auf. Ich habe schon bei einem anderen Foto gestutzt, doch als ich diese Uta sah, wusste ich Bescheid. Ich hatte damit dienstlich zu tun.«

Gere räusperte sich. »Sind Sie vielleicht von der Polizei?«

»Scotland Yard.«

Wenn Glenda gedacht hatte, ihn geschockt zu haben, hatte sie sich getäuscht. Genau das Gegenteil trat ein. Er klatschte in die Hände. »Eine Polizistin hat mir in meiner Sammlung noch gefehlt.«

»Wie dem auch sei, Mr. Gere, man wird mich vermissen. Die Kollegen werden Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um mich zu finden. Das ist kein Bluff!«

»Kann ich mir denken.«

»Und Sie sehen kein Sinken Ihrer Chancen?«

»Nein«, erwiderte er, »überhaupt nicht. Wissen Sie nicht, dass man mich nicht fassen kann? Ich bin eigentlich gar nicht da. Ich bin nicht existent, habe aber im Laufe der Zeit eine gewisse Spur hinterlassen. Jede Frau ist auf eine andere Art und Weise vom Leben in den Tod geschickt worden. Ich kann Ihnen sogar die Wahl überlassen, wie Sie sterben wollen, Glenda. Oder haben Sie etwa davon gehört, dass man mich jagte?«

»Nein, und das wundert mich.«

Er schaute auf seine Fingernägel. »Das ist eben mein Geheimnis, Glenda. Ich gehöre zu den Personen, die einfach nicht zu fassen sind. Sie müssen sich damit abfinden.«

»Das denken viele.«

»Stimmt. Nur entspricht es bei mir den Tatsachen. Oder haben Sie in Ihrer Dienststelle je von mir gehört? Hat man mich dort jagen wollen? Gibt es eine Sonderkommission, die einen Mädchenkiller jagt? Man hätte davon gehört. Das ist der Stoff, aus dem die Berichte der Revolverblätter sind.«

»Ja, schon gut, alles klar. Ich weiß, dass Sie super sind. Nur würde mich interessieren, aus welchen Motiven Sie die Frauen erst in Ihre Wohnung locken und sie dann umbringen.«

Er hob die Schultern. Seine Zunge zeichnete die Lippen nach. »Vielleicht aus Spaß?«

»Nein!«, sagte Glenda schnell. »Nein, das glaube ich Ihnen nicht. Man bringt aus Spaß keinen Menschen um. Es gibt gewisse Gesetze, auch unter gesetzlosen Personen. Da muss ein Motiv vorhanden sein. Diese andere Erklärung glaube ich Ihnen nicht.«

»Es ist aber so. Außerdem muss ich jemandem etwas beweisen, wenn Sie verstehen.«

»Leider nicht.«

»Dann hat es auch keinen Sinn, Ihnen eine Erklärung zu geben, denn die würde über das Normale, was ein menschliches Gehirn fassen kann, weit hinausreichen.«

»Versuchen Sie es trotzdem!«

Andy Gere schüttelte den Kopf. Lässig meinte er: »Ich kann sie höchstens fragen, wie Sie sterben wollen.«

Glenda hörte bewusst nicht hin. Sie hatte es zudem geschafft, ihr Entsetzen zu unterdrücken, und sie wollte auf ein bestimmtes Thema hinaus. »Hat Ihr Auftauchen möglicherweise etwas mit schwarzer Magie zu tun?«

Gere war überrascht. Glenda erkannte es daran, wie er zusammenzuckte. Anschließend blickte er bewusst starr auf seine Hände. »Wie kommst du darauf, verdammt«, keuchte er plötzlich und fuhr dabei herum. Bevor sich Glenda versah, hatte er ihr seine Hände um den Hals gelegt. »Los, ich will von dir eine Antwort wissen. Rede -

oder ich werde…«

»Was wollen Sie, Gere?« Glenda sah das Gesicht dicht vor sich. Auf einmal kam es ihr nicht mehr so hart, männlich und attraktiv vor. Sie schaute in eine Maske, die aalglatt war und hinter der sich das Antlitz einer Bestie oder des Teufels verbarg.

Bei dem Gedanken daran blieb ihr fast das Herz sehen, denn sie dachte an ein Abenteuer, das schon einige Zeit zurücklag. Da hatte sich Glenda in einen Mann verliebt, bei dem sich später herausstellte, dass er der Teufel in Verkleidung gewesen war.

Sollte sich das jetzt wiederholt haben?

Nein, daran glaubte sie nicht. Der Teufel hätte anders reagiert. Er wäre souveräner geblieben, spöttischer, auch zynischer. Er hätte seine Überlegenheit genossen. Das hier musste ein anderer sein.

Vielleicht einer seiner Diener, eine Art von Unterteufel, der es geschafft hatte, sich aus der Hölle zu lösen.

»Ich will eine Antwort haben, Süße! Wie kommst du gerade auf den Begriff der schwarzen Magie?«

»Es könnte doch sein, dass ich mich auskenne.«

Er lachte ätzend, ohne Glenda allerdings loszulassen. »Das traue ich dir nicht zu.«

Allmählich durchzog ein Gefühl der Taubheit ihre Schultern. »Gut«, sagte sie, »gut. Es gibt gewisse Hinweise, die ich nicht übersehen kann, verstehen Sie? Man hätte Sie eigentlich fassen müssen. Es hätte auffallen müssen, wenn Mädchen verschwinden…«

»Ja, du hast Recht. Aber es ist nicht so direkt aufgefallen, weil ich alles sehr gut verteilt habe. Die Opfer stammten nicht nur aus London oder der Umgebung. Ich habe sie mir auch in anderen Städten gesucht sogar in anderen Ländern. Dann lockte ich sie her und sie hatten keine Chance. Du hast auch keine, denn die folgende Nacht wird für dich sehr lang. Es wird die lange Nacht der Folter, Glenda. Merk dir das, die lange Nacht der Qualen und des Grauens. Erst wenn die Morgendämmerung über der Stadt heraufzieht, wirst du sterben. Und ich sage dir schon jetzt, dass du dem Tod glücklich ins Auge sehen wirst, denn er muss dir nach den Stunden einfach vorkommen wie eine Erlösung.«

So schlimm die Lage auch war, in der sich Glenda befand, noch konnte sie froh darüber sein, dass er nur drohte. Sie drängte die schlimmen Gedanken zurück und fragte: »Weshalb wollen Sie mich töten? Was habe ich Ihnen denn getan?«

Er verzog die markanten Lippen zu einem schmalen Lächeln. »Das muss ich einfach tun. Es steckt in mir, verstehst du das? Es ist einfach nicht zu verhindern, dass ich…«

»Sie sind kein Mensch!«

Andy Gere saß auf der Couch und wollte sich ausschütten vor

Lachen. »Sehe ich aus wie ein Monster?«

»Äußerlich nicht. Aber das Monster steckt in Ihnen. Und das ist so grausam. Das Tier im Menschen hat das Aussehen der Person noch immer an Grausamkeit überflügelt.«

»Mag sein.« Er stand auf. »Was möchtest du trinken, Glenda? Ich habe Zeit und es ist alles da.«

»Nichts mehr.«

Er amüsierte sich über ihre Antwort. »Du nimmst an, nüchtern eine Chance zu haben, wie?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Er lächelte mokant. Überhaupt zeigte er sich mehr von der galanteren Seite. Aber er blieb stets kühl, war nie herzlich, erinnerte mehr an einen Steinblock.

Mit dem Fuß betätigte er einen Schalter. Der große Halbmond einer Lampe erhellte sich. Das Licht verteilte sich auf der unteren Hälfte seines Körpers und ließ auch noch die Hände frei.

Die Rechte bewegte er. »Gib Acht, schöne Glenda!« Seine Flüsterstimme klang hypnotisierend.

Glenda konnten nicht anders, sie musste hinschauen und bekam mit, wie aus den Fingerspitzen ein dicker, sirupartiger Schlamm hervorkroch, auf den Teppich klatschte und sich dort in kleine Blüten verwandelte…

***

Konstabler Ben Hirschfeld erinnerte mich an einen gemütlichen Mann, mit dem jemand gern losging, um ein kühles Blondes zu stemmen. Er machte einen vergnügten, gemütlichen Eindruck und wunderte sich darüber, dass wir so schnell bei ihm waren.

»Es ist ja nicht weit.«

»Trotzdem, das Wochenende steht vor der Tür.«

Suko zeigte ihm ein säuerliches Grinsen. »Für manche Menschen eben nicht, Konstabler.«

»Ja, ja, ich habe auch Dienst.« Er kratzte über seine Wange. »Die Tote allerdings können sie nicht sehen, die habe ich bereits wegschaffen lassen.«

»Uns interessiert nur der Platz, an dem Sie die Frau fanden.«

»Das andere nicht?«

Ich stutzte, auch Suko wunderte sich. »Von welchem anderen sprechen Sie?«, fragte er.

»Kommen Sie mit nach draußen, dann sage ich es Ihnen.« Er hielt uns die Tür auf und wir traten in die abendliche Stille des kleinen Ortes Lakehurst hinein.

Es war feucht geworden. Da Lakehurst von einigen kleinen Seen umgeben war, bildeten sich häufig Dunstfelder, von denen wir auch

jetzt nicht verschont blieben. Außerhalb des Ortes hatten sie sich gesammelt und krochen lautlos näher.

Der Kollege deutete zum Himmel. »Was sehen Sie dort?«

Ich hob die Schultern. »Nicht viel, einige Wolken, ein paar Sterne.«

»Und einen blassen Halbmond«, fügte Suko hinzu.

»Genau.« Der so gemütlich wirkende Konstabler nickte. »Ich habe in der fraglichen Nacht dort noch etwas am Himmel gesehen, Gentlemen. Und zwar ein Gesicht.«

Wir blickten ihn an, lachten nicht, schauten nur, sodass er sich zu einer Erklärung veranlasst fühlen musste.

»Nun ja, das war kein menschliches Gesicht, mehr ein Umriss in den Wolken, verstehen Sie? Aber ich erkannte die typischen Merkmale. Da waren die Augen, die Nase und der Mund.«

»Haben Sie als Einziger das Gesicht gesehen?«

»Ja, Inspektor. Jedenfalls habe ich mit keinem Menschen über meine Entdeckung gesprochen und weiß deshalb nicht, ob auch anderen das Gesicht aufgefallen ist.«

»Es hatte also menschliche Züge.«

»Sicher.« Er nickte heftig. »Allerdings kann ich mir nicht vorstellen, dass es aus einem festen Material bestand. Es war eben anders, wie Nebel, aber zu erkennen.«

»Und sehr groß, nicht?«

»Sicher.« Ben Hirschfeld lächelte. »Wissen Sie, ich bin nur froh, dass Sie mich nicht auslachen.«

»Warum sollten wir?«, fragte ich.

»Die meisten Leute halten mich doch für einen Spinner, wenn ich denen das erzähle.«

Ich winkte ab. »Wissen Sie, Mr. Hirschfeld, man hat uns nicht umsonst mit diesem rätselhaften Fall beauftragt. Wir sind gewissermaßen Spezialisten.«

»Die werden Sie auch weiterhin bleiben müssen. Denn wie diese Frau ums Leben kam, ist einfach grauenhaft gewesen. Die Arme muss in der Erde verbrannt sein, sie steckte ja im Boden.« Er schüttelte sich.

»Dann werden wir mal zu dem Ort hinfahren, wo Ihnen dieser Schrecken begegnete, Mr. Hirschfeld. Steigen Sie ein.«

»Gut, nehmen wir Ihren Wagen.«

Er klemmte sich in den Fond, während ich das Steuer übernahm. »Der Nebel ist eigentlich immer da. Hier ist es einfach zu feucht. Wir können froh sein, dass er nicht so dicht ist. Man kann noch relativ gut sehen, glaube ich.«

Wir ließen Lakehurst hinter uns. Der Ort war umgeben von Wiesen und auch morastigen Stellen, die schließlich dort endeten, wo die kleinen Seen oder Teiche begannen. Da gab es kaum Zufahrten, und wenn, dann nicht mehr als feuchte Pfade. Der Rover hatte Mühe,

seinen Weg zu finden, und schließlich riet uns der Kollege, anzuhalten.

»Es ist besser, sonst stecken wir noch fest.«

Wir stiegen aus.

Kühle umgab uns. Durch sie trieb der dünne Dunst. Der Himmel zeigte sich klarer, wir konnten mehr Sterne zählen und der Halbmond sah so aus, als bestünde er aus Kristall.

»Ich gehe mal vor«, sagte Hirschfeld, »sonst verlaufen Sie sich noch.«

Wir mussten über seine Besorgnis lächeln. Besser so als umgekehrt. Die Lichter von Lakehurst schimmerten längst nicht mehr so klar. Durch die schwebenden Dunstschwaden wirkten sie wie verschwimmende Tupfer in der Dunkelheit.

»Es ist nicht mehr weit.« Hirschfeld nickte und ging vor. Wir schritten hinter ihm her. Von der Ferne musste es aussehen, als bewegten sich drei Schattenrisse durch den Dunst.

Nach einem Fußmarsch von etwa fünf Minuten blieb der Mann stehen. »Hier ist es gewesen.« Er deutete auf ein Kreidekreuz auf dem Boden. »Genau hier.«

Viel war nicht zu sehen. In der Nähe wuchsen einige Weiden. Sie standen sehr dicht zusammen, sodass sie schon so etwas wie eine natürliche Mauer bildeten.

Hirschfeld bückte sich. Der Arm hatte er dabei ausgestreckt. »Da ist die verbrannte Stelle.«

Die sahen wir erst, als wir unsere Leuchten eingeschaltet hatten und von zwei verschiedenen Richtungen hinstrahlten.

Die Schwärze fiel auf. Es mussten Aschereste sein, die sich dort verteilt hatten.

Als ich mich bückte, traten Suko und Hirschfeld zurück. Ich kam nicht dazu, die Stelle genauer zu untersuchen, denn etwas lenkte mich ab. Auf meiner Brust, und zwar dort, wo das Kreuz die Haut berührte, spürte ich den Kältestoß.

Ich saß starr, was Suko sofort auffiel. »Hast du was?«

»Nein oder ja. Es hängt mit meinem Kreuz zusammen. Es hat sich gemeldet.«

»Wieso?«

»Keine Wärme, sondern Kälte.«

Er schaute mich ungläubig an, als ich mich wieder hochstemmte und ihn anschaute.

»Kalt?«

»Ja, kühl.«

»Und was willst du machen?«

»Halt mal die Lampe.«

Ben Hirschfeld schaute staunend zu, als ich die Kette über den Kopf streifte und schließlich das Kreuz aus dem Ausschnitt zog. Ich ließ es

in meine Handfläche gleiten, wo es auch liegen blieb und von Sukos Lampe angeleuchtet wurde.

»Das gibt's doch nicht«, flüsterte er. »Dein - dein Kreuz frisst ja das Licht.«

Er hatte Recht. Das Licht wurde von meinem Talisman geschluckt, dessen Silberton einem Schatten Platz gemacht hatte.

Das Kreuz war verändert!

Damit musste ich erst einmal fertig werden. Zudem dachte ich darüber nach, wer eine derart große Macht besaß, das Kreuz zu verändern. Das war eigentlich ungeheuer.

Suko fasste es in Worte zusammen. »John, hier muss sich eine Macht ausgebreitet haben, die ich mir kaum vorstellen kann.«

»Aber ich.«

»Und?«

»Nur einer schafft es, das Kreuz dermaßen zu verändern, nur einer, Suko.«

Ich teilte ihm die Lösung nicht mit. Er schaute mich an, seine Augen veränderten sich, dann schlug er gegen seine Stirn und hatte die Lösung. »Das kann nur der Spuk sein, John.«

Ich nickte.

Suko schnaufte. Es war ihm nicht angenehm, sich bestätigt zu wissen, aber es führte wohl kein Weg daran vorbei, auch wenn der Kollege Hirschfeld nur Bahnhof verstand..

»Wovon reden Sie eigentlich?«, fragte er.

»Von gewissen Freunden.«

»Die nennen Sie Spuk?«

Suko nickte lächelnd. »Ja, wir haben unseren ›Freunden‹ schon immer die ungewöhnlichsten Namen gegeben. Das ist eben so, daran lässt sich nichts ändern.«

Ich hörte nicht hin. Es war gut, dass Suko den Mann ablenkte, so konnte ich mich um andere Probleme kümmern und kam mir dabei vor wie ein Wünschelrutengänger, als ich langsam Fuß vor Fuß setzte und das Kreuz auf meinem Handteller ansah.

Es zuckte nicht, es strahlte auch nicht ab, es blieb einfach starr liegen, aber bedeckt von diesem ungewöhnlichen Schatten, der den silbrigen Glanz geschluckt hatte.

Ein innerer Zwang bewegte mich dazu, den Kopf zu heben und zum Himmel zu schauen.

Das Bild der Wolken veränderte sich durch den schwachen Wind permanent, aber es kam noch etwas hinzu. Schräg über mir ballte sich etwas zusammen und diese Schwärze schien aus einer nicht auslotbaren Tiefe zu stammen. Irgendwo in der Tiefe des Alls musste sie ihre Geburtsstätte haben, in der nicht zu erfassenden Leere, in einem Gebiet, wo die Gesetze der Physik ihre Gültigkeit verloren und

die Mathematik eine Verbindung mit der Philosophie einging.
Dort war die Wolke entstanden, die sich ausbreitete, aber nicht größer wurde, sondern näher an uns herankam und deshalb diese optische Täuschung verursachte.
Ich wusste jetzt Bescheid, wer sich dort am Himmel zeigte. Es war ein uralter Dämon, einer, der in grauer Vorzeit entstanden sein musste und der auch einen Namen hatte.
Es war der Spuk!

***

Hinter mir sprach Konstabler Hirschfeld so laut, dass ich alles verstand. »Was ist das? Das ist eine Wolke und doch keine. Großer Lord, was kommt da auf uns zu?«
»Bleiben Sie ruhig, Mr. Hirschfeld. Es wird Ihnen nichts geschehen, glauben Sie mir.«
»Mann, Inspektor, Sie haben Nerven!«
»Warten Sie ab, Mr. Hirschfeld. Was Sie hier erleben, ist eben etwas anderes als sonst.«
»Und - und was, bitte?«
»Erklärungen kann ich Ihnen nicht geben.«
Die hätte auch ich nicht nachgereicht, denn hoch über mir war dieser fundamentale Vorgang nicht beendet. Der Spuk war eine Wolke, er war ein Reich für sich, er war gleichzeitig eine amorphe Masse, obwohl er früher einmal eine Gestalt gehabt hatte. Aber das war vergessen. Ich kannte ihn fast nur als diese schwarze, lichtlose Wolke, die sämtliche Helligkeit schluckte und die gleichzeitig sein Reich bildete, das die Seelen der getöteten Dämonen aufnahm.
Dass er seine Welt verlassen hatte und in andere Dimensionen eingetaucht war, mussten wir akzeptieren. Er tat so etwas nicht zum ersten Mal.
Ich konzentrierte mich auf die Wolke, die sich auch nicht mehr vergrößerte. Sie war nur kompakter geworden auf ihrem Weg in die Tiefe und sie musste das Ziel längst anvisiert haben.
Ich war das Ziel!
Über meinem Kopf hatte sie sich zusammengeballt und dann fiel sie auf mich herab wie ein gewaltiger Sack, wobei sie sich noch stärker verdichtete.
Der Spuk schluckte mich.
Ich hörte noch einen leisen Ruf des Entsetzens, ausgestoßen von Ben Hirschfeld, und stand im nächsten Augenblick in einer fremden, unheimlichen Welt aus Schatten.
Es fiel mir schwer, meine Gefühle zu beschreiben. Zudem fragte ich mich, ob ich sie überhaupt besaß, denn diese Schwärze löschte eigentlich alles aus, sie zog das Opfer völlig in sich hinein, der Spuk

nahm alles oder nichts.
Ich hielt die Augen weit geöffnet, ohne jedoch etwas sehen zu können. Als ich den Blick senkte und auf meine Handfläche schauen wollte, sah ich zwar die Umrisse des Kreuzes, nur meine eigene Hand nicht mehr. Die Schwärze hatte sie verschluckt und das Kreuz schien in der Luft zu schweben, nur schwach an seinen Umrissen zu erkennen.
Ein unheimliches Bild. Ich musste mich schütteln, als ich es wahrnahm. Zudem kam ich mir in diesen Augenblicken hilflos vor, aber ich verspürte keine direkte Furcht. Wenn sich der Spuk hier so offen präsentierte, dann wollte er etwas von mir. Dann kam selbst er, dieser mächtige Dämon, nicht mehr allein zurecht.
Wenn er sich zeigte, war zwar die tiefe, lichtlose Schwärze vorhanden, bisher jedoch hatte er mir stets einen Orientierungspunkt gegeben, seine Augen.
Sie leuchteten immer in einem intensiven Rot, als sollten sie eine Erinnerung an das Feuer der Hölle darstellen.
Diesmal erschienen sie nicht. Die Schwärze war zudem in mein Inneres gedrungen, sie füllte meine Gedanken mit denen des Spuks aus. Ich hatte das Gefühl, Böses tun zu müssen, und kämpfte dagegen an, indem ich mich auf mein Kreuz konzentrierte.
So klappte es besser.
Die Schwärze klebte an mir wie dünner Teer, der aber sehr fest war. Er brachte eine gewisse Kühle mit, doch keinen Geruch.
Und dann hörte ich die Stimme. Endlich hörte ich sie, denn ich hatte schon auf sie gewartet.
Ohne die Glutaugen zu sehen, konzentrierte ich mich allein auf das Gesprochene, und die Worte erreichten meine Ohren aus allen vier Richtungen, sie hüllten mich ein, als wäre ich von einer gewaltigen Hi-Fi-Anlage umgeben.
»Ich wusste, dass du kommen wirst, John Sinclair. Ich habe dich hier erwartet.«
»Wo du den Mord begangen hast?«
»Ich nicht, Geisterjäger.«
Wieder sprach ich in die Schwärze.
»Na gut. Wenn nicht du, wer dann?«
»Das ist eine längere Geschichte.«
»Erzähle sie trotzdem, ich höre gern zu.«
»Du weißt, dass ich mein Reich ständig verdichte und vergrößere, indem ich die Seelen der meisten getöteten Dämonen sammle. Es ist keine messbare Größe, das steht fest, aber mein Reich dehnt sich aus und es verdichtet sich. Du hast mir schon zahlreiche Seelen besorgt, darauf will ich aber nicht hinaus. Ich habe meine Dimension, die auch jeder andere Dämon gern in seinen Besitz nehmen würde. Das ist dem

Teufel nicht gelungen, das gelang damals dem Schwarzen Tod nicht. Bis jetzt hat auch keine Seele meine Dimension verlassen können, denn ich habe mein Reich abgeschottet, das ist dir bekannt.«

»Sicherlich. Und es ist auch gut so«, erwiderte ich. »Auch wenn ich mit anderen Dingen nicht einverstanden bin.«

Der Spuk lachte. Es dröhnte mir in den Ohren, hörte aber schnell auf, sodass ich wieder seine Stimme vernehmen konnte. »Nichts ist endgültig, sage ich immer. Ich habe bisher daran nie glauben wollen, nun ist es passiert. Einer Seele gelang es, mein Reich zu verlassen, eingepackt in gewisse Teile meiner Dimension. Diese Seele hat Schatten aus meinem Reich mitgerissen und somit Lücken geschaffen.«

»Sie ist dir also entkommen!«, stellte ich fest.

»Ja.«

»Das hätte ich nicht gedacht, tut mir Leid. Ich nahm immer an, dein Reich wäre fugendicht.«

»Es gibt Ausnahmen.«

»Dann finde diese Seele wieder.«

»Das ist schwer genug, John Sinclair. Sie ist schon sehr lange weg. Ich habe dir nur nie etwas davon gesagt. Aber jetzt, nach dem letzten Mord, hat sie eine Spur hinterlassen. Außerdem habe ich kein Interesse daran, die Seele wieder einzufangen. Die Menschenwelt ist deine Sache, nicht die meine. Es interessiert mich nicht, ob Menschen sterben, aber ich fühle mich hintergangen und deshalb habe ich mich mit dir in Verbindung gesetzt, um dir Tipps zu geben.«

»Moment mal, Spuk. Das heißt also, dass ich die entwischte Seele wieder einfangen soll?«

»So ist es.«

Ich musste gegen meinen Willen lachen. »Als Seelenfänger habe ich mich eigentlich noch nie angesehen.«

»Das brauchst du auch nicht. Die Seele kann nicht frei existieren, nicht in dieser Welt. Sie wäre nur noch ein kaum erkennbarer Schatten. Sie wird sich einen Gastkörper suchen müssen.«

»Den sie gefunden hat, nehme ich an.«

»So ist es.«

Allmählich verstärkte sich mein ungutes Gefühl. Ich wollte wissen, welche Seele ihm entwischt war.

»Eine der schlimmsten, Geisterjäger. Sie gehörte einem Dämon namens Turro.«

»Den kenne ich nicht.«

»Nein, er existierte weit vor deiner Zeit in einem alten Wald, in den er seine Opfer lockte. Es waren allesamt Frauen. Junge Frauen, die er umbrachte.«

»Bis man ihn erwischte.«

»Ja. Man überspritzte ihn mit Weihwasser, bevor man ihn

verbrannte. Sein Körper verging, die Seele des Dämons trat ein in mein Reich, aus dem sie nun entflohen ist.«

»Und alles wird wieder von vorn beginnen?«

»Es hat schon längst angefangen. Es hat einige tote Frauen gegeben, nur fiel es nie auf. Man hat sie kaum vermisst. Und wenn schon, in deiner Stadt verschwinden täglich Menschen, ohne dass sich jemand darum kümmert.«

Da hatte er leider Recht.

Der Spuk sprach weiter. »Und so hat es der Entflohene geschafft, wieder neue Untaten zu begehen.«

»Aber nicht als Schatten.«

»Nein, er hat einen Gastkörper gefunden. Das ist der Trick. Als Schatten wäre er nichts, da hätte er nicht an seine Opfer herankommen können. Mit Hilfe eines Gastkörpers, den er unter seine Kontrolle bringen kann, sieht das schon anders aus. Es hat zahlreiche Tote gegeben und es wird noch mehr Tote geben.«

»Wie dieses Mädchen hier?«

»An diesem Ort, wo wir uns aufhalten, hat der Schatten oder der Mann zugeschlagen. Die Frau starb, sie verbrannte, denn er ist mächtig und kann mit den Elementen spielen. Er ist ein Fall für dich. Außerdem hat er zahlreiche Opfer auf dem Gewissen.«

»Sicher. Sag mir nur, wo ich ihn finden kann.«

»In London.«

»Toll.« Ich konnte mir ein Lachen nicht verbeißen. »Die Stadt ist groß, sie ist gewaltig. Weißt du eigentlich, wie viele Menschen dort leben und arbeiten?«

»Ja.«

»Dann könntest du mir helfen.«

»Nein, die Welt ist dein Problem, falls mich der Fall nicht unmittelbar angeht.«

»Hervorragend. Erst hast du mich heiß gemacht, dann lässt du mich im Stich. Ich habe immer gewusst, dass man sich auf Dämonen nicht verlassen kann. Aber du hast von einer Spur gesprochen. Stimmt das?«

»Ja, die gibt es.«

»Dann raus damit.«

»Die Spur der toten Frau hier wird dir nichts bringen. Aber in London existiert jemand, der gern Jagd auf Frauen macht. Er holt sie sich, nie in einer bestimmten Reihenfolge, man kann ihn deshalb nicht ausrechnen, aber ich weiß sehr genau, dass er sich an diesem Abend wieder eine Person geschnappt hat.«

»Gut oder nicht gut. Weißt du zufällig, um wen es sich dabei handelt? Kennst du sie?«

»Sehr gut sogar.«

»Dann kenne ich sie auch!«

»Noch besser.«
Ich bekam plötzlich Magenschmerzen. »Sag schon.«
»Es ist Glenda Perkins!«

***

Ein schwarzes Blütenmuster aus einer teerartigen Masse zeichnete den hellen Teppich, und dieses Zeug war tatsächlich aus den Fingerspitzen des Mannes gequollen.
Glenda Perkins konnte es nicht fassen. Sie schaute zu, wie Andy Gere seinen Arm wieder anhob und nach der Decke zu fassen schien.
»Das war alles«, sagte er.
Glenda gab keine Antwort, denn auf dem Boden lösten sich die schwarzen Flecken auf. Sie verdampften, wobei graue Schleier durch den Raum trieben wie Nebelschwaden.
Gere drehte sich um. Glenda saß noch. Sein Blick brannte in ihrem Gesicht. »Es war nur eine kleine Demonstration meiner Stärke. Ich wollte dir beweisen, dass du keine Chance hast, mir zu entwischen. Diese Wohnung ist und bleibt eine Todesfalle, wobei, das gebe ich ungern zu, einer Person die Flucht gelungen ist. Ich habe sie allerdings gefunden. Nicht weit von London, nahe Lakehurst, konnte ich sie stellen.«
»Und töten?«
»Sicher. Sie hieß Nelly Torson und verbrannte in der Erde. Das ist nur eine meiner Todesarten. Ich habe dir das gesagt, damit du weißt, woran du bist.«
Andy Gere hatte völlig normal gesprochen. Und gerade dieser Tonfall war für Glenda so erschreckend. Das normale Reden über das Sterben. Sie empfand es als fürchterlich, als grausam, als nicht fassbar, und sie dachte daran, dass die schwarze Flüssigkeit aus seinen Fingern geflossen war.
Sollte es das Blut des Mannes gewesen sein?
Glenda dachte darüber nur kurz nach. Sie wusste, dass es Dämonen gab, durch deren Adern schwarzes Blut floss. Das unterschied sie von den Menschen.
Mensch, Dämon oder beides?
Glenda tippte eher auf die letzte Möglichkeit. Sie glaubte an einen Zwitter und als sie Gere anschaute, musste dieser lachen, bevor er sagte: »Ich kann deine Gedanken lesen, Glenda. Ich weiß genau, worüber du nachdenkst. Du nimmst an, dass ich ein Dämon und zugleich ein Mensch bin. Du hast sogar Recht. Ich bin es.«
»Und wieso?«
Er schaute auf seine Hand, bewegte sie, hob die Schultern und sagte: »Es gibt nichts, was unmöglich ist. Ich habe es geschafft, einer Welt zu entkommen, die bisher als absolut dicht galt. Ich befand mich in

einem Reich der vernichteten Dämonen, der Seelen derer, die…«

»Der Spuk!«

Glenda hatte den Begriff einfach einwerfen müssen, aber nicht mit einer derartigen Reaktion des Mannes gerechnet. Gere schnellte von einer Sessellehne in die Höhe, er spreizte die Arme und wirkte wie ein Mensch, der dicht vor einer unschönen Reaktion stand.

»Woher weißt du es?«

Sie hoffte, keinen Fehler gemacht zu haben, dennoch hatte es keinen Sinn, nach Erklärungen zu suchen. Sie musste den eingeschlagenen Weg gehen, so schwer ihr dies auch fallen mochte.

»Ich glaube, dass Sie diesmal einen Fehler gemacht haben, Gere. Sie haben sich nämlich die falsche Person ausgesucht.«

»Ach ja?«

»Sicher.« Trotz des mächtigen Herzklopfens blieb Glenda gelassen. »Es sind nicht nur Dämonen, die darüber Bescheid wissen, das will ich Ihnen sagen. Die Gebiete der Magie können auch von Menschen erfasst und begriffen werden.«

»Du gehörst dazu?«

»Ja, ich bin eingeweiht.«

Er setzte sich wieder hin, nickte und meinte: »Das ist ja interessant, das ist außergewöhnlich. Ich schätze, dass wir eine noch anregendere Nacht verbringen werden, als wir uns vorgestellt haben. Wie kommst du zu deinem Wissen? Woher kennst du den Spuk?«

»Ich hörte von ihm.«

Gere schüttelte unwillig den Kopf. »Man hört nicht einfach von ihm, das gibt es nicht. Man muss sich mit ihm schon beschäftigen, Glenda Perkins. Also…«

»Nein, ich kann keine Erklärungen geben.«

Andy Gere hob die Augenbrauen und legte die glatte Stirn in Falten. »Tatsächlich nicht?«

»So ist es.«

Er räuspert sich. »Das ist schade. Vielleicht sind wir sogar seelenverwandt. Möglicherweise fließt in deinen Adern auch ein bestimmtes Blut, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Dämonenblut?«

»Richtig.«

»Nein, ich bin…«

Er unterbrach sie mit einer heftigen Handbewegung. »Was du bist, werden wir gleich feststellen.«

»Moment mal, Gere. Was soll das heißen?«

Er war plötzlich bei und über ihr. Die nächsten Worte erstickten in Glendas Kehle, denn dicht vor ihr, die Haut dabei leicht berührend, zitterte die Messerklinge.

Der scharfe Stahl war aus dem Ärmel geblitzt, wahrscheinlich durch

einen Kontakt ausgelöst. Das Messer selbst wurde höchstwahrscheinlich von einer Manschette am Handgelenk gehalten.

Glenda schielte aus großen, ängstlichen Augen über die Klinge hinweg in Geres Gesicht. »Was haben Sie vor? Was wollen Sie jetzt?«

»Dein Blut, Mädchen!«

»Was?« Ein Vampir! schoss es ihr durch den Kopf. Vielleicht ist er ein Vampir!

Er musste ihre Gedanken erraten haben, lächelte und zog dabei die Lippen zurück. Da war nur die normale Zahnreihe zu sehen, keine spitzen Hauer, und Glenda war etwas beruhigter.

Mit der freien Hand holte er ein Glas vom Tisch. Sein Körper drückte dabei stark gegen Glenda.

Gere presste sie gegen das Rückenpolster der Couch. Das Messer blieb dabei in der gleichen Lage.

»Du kannst wählen. Soll ich dir einen Schnitt am Hals zufügen oder den Arm nehmen?«

»Nichts von beidem.«

Er lachte scharf. »So etwas Ähnliches habe ich mir gedacht. Aber du wirst keine Chance bekommen, glaub mir.«

»Dann den Arm.«

»Habe ich mir gedacht. Eines noch.« Er sprach sie flüsternd an. »Wenn du versuchen solltest, mir zu entwischen, ist es aus. Dann hast du dein Leben schon jetzt verwirkt. Ich möchte nur ein kleines Experiment starten.«

Glenda Perkins schloss die Augen. Sie konnte dieses Gesicht plötzlich nicht mehr sehen, aber was sollte sie tun? Es gab keine Möglichkeit, diesem furchtbaren Menschen zu entgehen.

Bevor sie sich versah, hatte er den Ärmel der Kostümjacke mit einem Schnitt aufgeschlitzt. Das Messer hatte den Stoff zerteilt wie Papier und dabei nicht einmal ihre Haut geritzt.

»Nun?«

Glenda atmete durch die Nase. Sie sah Gere wieder lächeln. Seine Augen bestanden aus schimmernden dunklen Tropfen, in denen sie nicht den Ansatz eines Gefühls las.

Im nächsten Augenblick streichelte die Klinge ihre Haut am linken Arm. Im ersten Augenblick kam es ihr tatsächlich wie ein Streicheln vor, einen Moment später biss der Schmerz zu und Glenda konnte auf das rote Band dicht über ihrem Gelenk schauen.

»Dein Blut«, flüsterte Gere, als er den Tropfen zuschaute, wie sie sich zu einem schmalen Rinnsal vereinten, das an der hellen Haut der Frau hinablief. »Dein Blut ist rot, aber das hat nichts zu sagen. Ich werde erst den Test durchführen.« Mit beiden Händen fasste er ihren Arm und drückte ihn nach unten.

Auch die Hand war gekippt, sodass Blut über die Fläche laufen und

sich an den Fingerspitzen sammeln konnte, bevor es in das Glas hineintropfte, das er dicht unter die Hand gestellt hatte.

»Da, du kannst zuschauen, Glenda. Tropfen für Tropfen rinnt in das Glas.«

Sie schaute nicht hin. Ihr Blick war nach vorn gerichtet. Stur geradeaus, gegen die Wand mit der hellen Tapete. Alles andere wollte sie nicht sehen.

Aber sie hörte den leisen Aufprall der Tropfen gegen den Boden des Glases. Gere ärgerte sich darüber, dass Glenda nicht hinschaute. Er packte ihr Kinn und drehte den Kopf so, dass ihr nichts anderes übrig blieb. »Schau hin, verdammt.«

Glendas Hand hatte auf der Außenseite dünne, rote Streifen bekommen. Sie rannen auch über die Finger, erst an den Nägeln fielen sie nach unten.

Der Boden des Glases war mittlerweile von einer roten Schicht bedeckt. Glenda merkte noch immer den Schmerz und auch das Hämmern an der Armwunde.

»Reicht es nicht endlich?«

»Sicher«, flüsterte Andy Gere, »jetzt reicht es aus.« Er drückte ihren Arm zur Seite und kantete ihn hoch. »Du kannst ins Bad gehen und die Wunde versorgen.«

»Gut.«

Als Glenda aufstand, hielt Gere sie noch einmal fest. »Eine Kleinigkeit. Du kannst versuchen zu fliehen, wenn du aus meiner unmittelbaren Reichweite entkommen bist, aber es hat keinen Sinn. Die Türen sind verschlossen. Das nur zu deiner Information.«

Sie nickte. »Ist schon gut.«

»Die zweite Tür an der linken Seite ist es.«

Wie eine Schlafwandlerin ging Glenda mit noch immer angewinkeltem Arm durch den Raum. Ich träume, dachte sie. Verdammt noch mal, ich träume doch…

Es war kein Traum, sondern die brutale Wirklichkeit. Sie ging, sie war in der Wohnung gefangen und sie glaubte dieser menschlichen Bestie jedes Wort.

Ihr Arm brannte. Mit dem anderen öffnete sie die entsprechende Tür und trat hinein in den direkten Kontrast, denn das Bad zeigte eine kalte Schwärze. Kacheln, Decke, Wanne, Toilette und Fußboden waren schwarz.

Nur der große Wandspiegel gab ihr Bild zurück. Er kam ihr vor wie ein Fremdkörper und sie selbst kannte sich auch kaum wieder. Ihr Gesicht war gerötet, die Wangen verquollen wie die Haut unter den Augen. So sah eine Frau aus, die von der Angst gezeichnet war.

In einem schmalen, bis zur Decke reichenden, offenen Regalschrank fand Glenda das Pflaster. Es stand neben all den sündhaft teuren

Toilettenartikeln.

Um die Wunde bedecken zu können, musste sie zwei Streifen draufkleben. Das Blut an ihrer Hand aber blieb. Es war fast eingetrocknet. Vor dem breiten Spiegel blieb sie stehen und schaute sich selbst dabei zu, wie sie schwankte. Glenda wäre am liebsten geflohen, doch das war nicht möglich.

Es blieb ihr nichts anderes übrig, als dieses Grauen durchzusehen, bis zum bitteren Ende.

Bitteren Ende?

Sie fröstelte plötzlich, als sie näher darüber nachdachte. Sie hatte ihr Ende vor Augen.

Tief atmete sie ein.

»Bist du fertig?« Gere rief nach ihr mit lauernder Stimme. Er wollte sie wieder um sich haben.

»Ja, gleich.«

»Dann komm wieder zu mir.«

Und so schritt Glenda wieder hinein in die glatte, moderne und gestylte Hölle des Wohnraums, wo ein Teufel namens Andy Gere schon auf sie wartete.

Mit funkelnden Augen schaute er ihr entgegen und lächelte spöttisch, als er das Pflaster auf dem Arm erkannte. »Was machen die Schmerzen?«, fragte er.

»Es geht.«

»Aber du spürst sie noch?«

»Ja.« Glenda blieb vor der Couch stehen.

Andy Gere lächelte kalt. »Das zeigt mir eigentlich, dass du kein Dämon bist, aber ich möchte sichergehen. Setz dich wieder hin und schau mir zu.«

Glenda blieb nichts anderes übrig, als der Aufforderung Folge zu leisten. Sie ließ sich vorsichtig nieder, verfolgt von den spöttischen Blicken Andy Geres.

Das Glas mit ihrem Blut stand in seiner Reichweite auf dem Tisch. Mit der linken Hand hob er es an, drehte es, sodass sich der rote Untergrund bewegte und an den Rändern entlangschmierte. Dann stellte er es wieder hoch und hielt seine Hand flach darüber.

»Ein Experiment, kleine Glenda. Ein Experiment.« Er winkelte die zusammengelegten Finger an, damit die Spitzen nach unten zeigten, in die Öffnung hinein.

Glenda wusste, was folgte, und hatte sich nicht getäuscht, denn von seinen Kuppen lösten sich die Tropfen und fielen in die Flüssigkeit hinein. Schon beim ersten Kontakt hörte sie das leise Zischen und sah wenig später die dunstigen Wolken, die vom Grund des Glases in die Höhe stiegen und eine rotschwarze Farbe angenommen hatten.

Andy Gere beobachtete die beiden unterschiedlichen Flüssigkeiten

sehr genau, aber auch kopfschüttelnd. Einmal unterbrach er die Bewegung, um zu nicken. »Es stimmt nicht, es ist alles normal«, flüsterte er auf die brodelnde Masse starrend. »Dein Blut und das meine passen nicht zusammen. Weißt du, was das bedeutet?«

»Ich kann es mir denken.«

»Du bist tatsächlich ein Mensch, kein Schwarzblüter. Aber du weißt sehr gut Bescheid, Glenda. Das habe ich nicht vergessen.« Er hatte ein wenig von seiner ursprünglichen Sicherheit verloren und zeigte eine gewisse Irritation, die sich auch in einer lauernd gestellten Frage niederschlug. »Wieso bist du so gut informiert? Darauf hast du mir noch immer keine Antwort gegeben.«

»Ich weiß es eben«, erklärte Glenda trotzig.

Gere starrte sie an. Es war nicht zu sehen, welche Gedanken sich hinter seiner Stirn abspielte. »Das reicht mir nicht, wie du dir vorstellen kannst.«

Glenda hob die Schultern. »Vielleicht habe ich mich mit diesem Thema beschäftigt.«

»Nein, daran geht man zu Grunde. Gerade Menschen wie du schaffen es nicht. Dich muss ein anderes Geheimnis umwehen, das ich lüften werde. Du kannst es dir aussuchen, ob du freiwillig oder unter der Folter reden willst.«

»Schon gut«, flüsterte Glenda. »Ich will es Ihnen sagen. Ich arbeite nicht nur bei Scotland Yard, sondern auch ein Bekannter, und der hat mir die Sachen erzählt.«

Gere lachte spöttisch. »Unsere kleine Bullen-Nutte hat einen Bullen zum Freund. Wer hätte das gedacht? Aber nicht jeder beim Yard ist über gewisse Vorgänge informiert, die sich in anderen Welten abspielen. Ihr aber seid es, und das macht mich jetzt noch misstrauischer als zuvor.«

Sie räusperte sich. »Unsere Firma ist sehr komplex. Wir beschäftigen uns nicht nur mit normalen Verbrechern, wir schauen auch mal hinter die Wände.«

»Und da habt ihr vom Spuk erfahren?«

»So ist es.«

Andy Gere schüttelte den Kopf. »Ich glaube dir trotzdem nicht. Nein, ich will es nicht glauben. Da stimmt was nicht. Einiges ist da faul, meine Liebe.«

»Ich kann nichts weiter sagen…«

»Aber, du bist mit deinem Bullen-Freund nicht allein informiert!«, unterbrach er sie scharf.

»Das stimmt.«

»Wer noch?«

»Außer diesem angesprochenen John Sinclair ist da noch Inspektor Suko.«

Gere regte sich nicht. Nur die Augen hatte er etwas verengt. »Sinclair und Suko…« Er lachte plötzlich. »Natürlich kenne ich die beiden, ich habe von ihnen gehört. Selbst in der Welt der Schatten spricht man davon. Nennt man ihn nicht den Geisterjäger?«

»Das ist sein Spitzname.«

»Und du bist bekannt mit ihm?«

Gere öffnete den Mund und ließ seine Zunge sehen. »Du arbeitest für ihn?« Plötzlich leuchteten seine Augen. »Wie interessant.« Er schlug die Hände vor Begeisterung zusammen. »Das hätte ich mir nie träumen lassen, einmal seine Sekretärin in meine Gewalt zu bekommen. Ich glaube, dass dies vieles ändert.«

»Für mich?«

»Nein, nicht direkt, denn du wirst sterben. Daran führt kein Weg vorbei. Ich werde dich töten, denn ich bin Turro, der Mädchenjäger.«

»Was?« Sie beugte sich vor. »Wer sind Sie?«

»Der Mädchenjäger. Ein Dämon, der einmal Angst und Schrecken verbreitet hat. Ich kehrte zurück, ich suchte mir einen Körper aus, der mir und auch den Frauen gefallen würde. Und ich habe mich tatsächlich nicht geirrt, meine Liebe.«

Glenda begriff, wie es abgelaufen war. Turros Seele hatte die Welt des Spuks verlassen und sich eine neue Existenz gesucht, um das Grauen wieder beginnen zu lassen.

Während seiner Erklärung hatte sich Andy Gere erhoben. Er stand ihr jetzt gegenüber, legte den Kopf zurück und öffnete den Mund. Würgende Geräusche drangen daraus hervor, und über die Lippen quoll plötzlich eine dunkelgraue Wolke, die, kaum dass sie den Mund des Mannes verlassen hatte, damit begann, Gestalt anzunehmen…

***

Es stach in mein Inneres wie mit einer spitzen Nadel!

Glenda Perkins also. Sie in den Klauen des Dämons, der es geschafft hatte, der Welt des Spuks zu entfliehen. Allein die Tatsache war kaum zu verkraften und ich spürte, wie die Furcht in ihr hochkroch wie eine widerliche klebrige Masse, die von meinem gesamten Körper Besitz ergriff und mir das dumpfe Gefühl gab.

Der Spuk hatte natürlich bemerkt, was in ihr vorging. Er ließ mir auch Zeit, bevor er fragte:

»Glaubst du mir nicht?«

»Ich möchte es dir nicht glauben«, stieß ich hervor. »Verdammt noch mal, es ist…«

»Turro hat sie geholt und es war sehr einfach, denn sie lief geradewegs in seine Falle. Er brauchte nicht einmal viel zu tun, sie ging mit ihm. Er ist ein attraktiver Mann…«

Attraktiver Mann!

Dieser Begriff bohrte sich in meine Seele und machte mich rasend. Ich dachte daran, was sich zwischen mir und Glenda ereignet hatte. Der kleine Streit, ihre Eifersucht. Dann war sie fast fluchtartig aus dem Büro gelaufen, innerlich aufgeputscht, bestimmt auch bereit, mir es zu beweisen und zu zeigen.

Dann lief sie in die Falle!

Wer trug die Schuld? Glenda allein? Nein, so weit wollte ich nicht gehen.

Auch ich hatte durch mein Verhalten dazu beigetragen, dass sie dermaßen überempfindlich reagierte.

»Er hat bisher alle getötet«, erklärte mir der Spuk. »Verstehst du, Sinclair, alle!«

»Ja, ich habe dich verstanden!«, sagte ich knirschend. »Ich habe dich genaugehört und ich weiß auch, dass du mich nicht angelogen hast. In dieser Lage würdest du so etwas nicht tun. Ich weiß es, Spuk, ich weiß alles!«

»Dann tu etwas!«

Eigentlich hätte ich lachen müssen, aber ich verbiss es mir. »Wieso soll ich etwas tun? Ich weiß nichts. Du bist derjenige, der sich hier so informiert zeigt.«

»Das stimmt.«

»Dann können wir gemeinsam…«

»Nein, Geisterjäger, nicht ich.«

»Und weshalb nicht?« Ich hatte Mühe, normal zu reden, da ich fast an meiner Wut erstickte.

»Es ist dein Problem.«

»Ebenso wie deines!«, schrie ich in die Schwärze. »Aus deiner Welt ist die Seele entwischt. Du müsstest daran interessiert sein, sie wieder zurückzuholen. Hättest du schneller reagiert, wäre zahlreichen Menschen ein fürchterlicher Tod erspart geblieben. Aber du hast es nicht getan. Du hast gewartet.«

»Es ist eine Aufgabe für dich. Ich lebe in meiner Welt, in einer anderen Dimension. Ich werde mich in deine Aufgaben nicht einmischen, denn ich habe andere zu erfüllen. Asmodis, zum Beispiel. Was hier geschieht, musst du ins Reine bringen. Wir sind Gegner, doch solange wir uns nicht gegenseitig in die Quere kommen, keine Feinde.«

»Das weiß ich.«

»Deshalb solltest du froh sein, dass ich dir den Tipp gab und ein wenig diese Weichen des Schicksals manipulierte. Mehr möchte ich dir da nicht sagen.«

Ich kannte den Spuk, auch sein Verhalten, und wusste, dass es keinen Sinn hatte, ihn überzeugen zu wollen. Er würde auf gewisse Dinge einfach nicht eingehen, aber ich wollte trotzdem noch etwas von ihm

wissen. »Einen Tipp wirst du mir doch geben. Wo kann ich Glenda finden? Wie sieht dieser Mensch aus, der sie in seiner Gewalt hat?«

»Reicht dir ein Name?«

»Unter Umständen.«

»Bei mir hieß er Turro. Jetzt heißt er Gere, Andy Gere. Merke dir den Namen gut, Sinclair…«

»Ja!«, flüsterte ich. »Den habe ich mir schon gemerkt. Andy Gere. Ich werde ihn nicht vergessen.«

»Das ist gut. Nur musst du Acht geben, denn er ist nicht so leicht zu finden.«

»Was heißt das?«

»Es gibt in deiner Stadt genügend Menschen, die nicht melden, wo sie wohnen.«

»Ach ja?«

»So ist es auch mit Gere.«

»Wie soll ich Glenda dann aus seinen Klauen befreien können, verflucht noch mal?«

»Da müsstest du dir etwas einfallen lassen, Sinclair. Bisher hast du es immer geschafft. Versuche es noch einmal. Vielleicht wünsche ich dir sogar viel Glück. Und wenn du ihm gegenüberstehst, dann zerfetze ihn. Zerfetze seine Seele.«

»Das glaube ich gern. Turro hat den Anfang gemacht. Deine Grenzen sind nicht mehr so dicht, wie sie…«

»Irrtum, ich habe sie wieder geschlossen. Einmal ist mir jemand entkommen. Das wird nicht mehr passieren, dafür garantiere ich. Und jetzt überlasse ich ihn dir.«

Es waren seine letzten Worte, denn der Spuk zog sich ebenso rasch zurück, wie er sich gezeigt hatte.

Nur in umgekehrter Richtung, denn die absolute Finsternis löste sich allmählich auf.

Es ging nicht sehr schnell. Sie wurde leicht rauchig, die Masse verschwand, zerflatterte und die normale Umgebung erschien wieder vor meinen Augen.

Tief atmete ich durch, obwohl ich noch benommen war und unter dem Eindruck dieser unheimlichen Begegnung stand. Erst als Suko kam und mich durchschüttelte, verschwand der Schock.

»Es war der Spuk, nicht?« Ich nickte nur.

»Verdammt, rede doch!«

»Es geht um Glenda.«

»Wie das?«

»Sie schwebt in Lebensgefahr. Einer dieser Dämonenseelen ist es gelungen, das Reich des Spuks zu verlassen und sich einen Gastkörper auszusuchen. Darin steckt er jetzt. Und er macht das, was er früher schon getan hat. Er bringt Menschen um.«

»Nein!«
»Doch, Suko, es ist leider so. Er killt, er ist grausam, er ist ein Mörder.«
»Wieso gerade Glenda?«
»Ich weiß es nicht genau. Ich weiß überhaupt nichts. Ich weiß nur, dass wir nach London müssen, um dort einen Mann namens Andy Gere zu suchen. Das ist alles.«
»So heißt der Killer?«
»Ja.«
Konstabler Hirschfeld hatte uns zugehört, aber es nicht gewagt, eine Frage zu stellen. Als er sich endlich traute und auf die Wolke zu sprechen kam, winkte Suko ab.
»Wissen Sie, Mr. Hirschfeld, es ist am besten, wenn Sie alles vergessen, was Sie hier gesehen haben.«
»Die - die Wolke?«
»So ist es.«
Er hatte Mühe, mit mir Schritt zu halten. Ich wollte so schnell wie möglich zurück nach London und musste diesen verfluchten Andy Gere finden.
Wie Schatten huschten wir durch den Dunst, der dichter geworden war. Auf dem Wagen lag die Feuchtigkeit. In mir tobte eine mittlere Hölle. Wir hätten schon längst etwas unternehmen können, aber wir waren von London nach Lakehurst weggelockt worden, und nun mussten wir wieder den Weg zurück, was auch Zeit kostete.
»Kann ich noch etwas für Sie tun?«
»Ja, Mr. Hirschfeld. Wenn Sie zu Fuß nach Lakehurst gehen könnten. Wir haben es eilig.«
»Gut, mache ich. Viel Glück.«
»Danke.«
Ich startete den Rover und achtete diesmal nicht auf den Benzinverbrauch. Suko schüttelte den Kopf. »Das ist aber ein verflucht kurzer Besuch hier gewesen.«
»Er hat gereicht.«
»Wie hieß der Mann noch?« Suko hielt bereits den Hörer des Autotelefons in der Linken.
»Andy Gere.«
»Mal sehen, ob unsere Kollegen ihn auf der Liste haben.«
»Das glaube ich nicht.«
»Was macht dich zum Thomas, den Ungläubigen?«
»Kann ich dir sagen.« Ich erklärte ihm, was mir der Spuk mitgeteilt hatte, aber Suko ließ sich nicht beirren und stellte die Verbindung her. Eine winzige Chance gab es ja immer noch. In der Fahndung würde man rotieren, denn Suko machte Druck.
Wir rasten auf London zu. Der Umriss der Stadt lag vor uns wie die

Hintergrundkulisse zu einem gewaltigen Film. Details waren nicht erkennbar, aber irgendwo in diesem Meer aus Häusern kämpfte Glenda Perkins um ihr Leben. Oder war schon tot.

Der Gedanke daran ließ meinen Magen verklumpen und den Hals eng werden. Ich war kaum in der Lage, Luft zu holen. Meine Augen brannten vom langen Starren. Zum Glück hatte sich der Nebel verflüchtigt. Die Luft war dunkel, aber klar.

»Sie rufen zurück«, sagte Suko.

»Okay.«

Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Wie konnte Glenda nur in diese verdammte Falle hineingeraten?«

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise trage ich einen Teil der Schuld an diesem Vorgang.«

»Durch euren Streit?«

»So ähnlich.«

»Das kann natürlich mit dazu beigetragen haben.«

Ich überholte einen Motorradfahrer. »Aber wer kann das wissen? Hättest du damit gerechnet, Suko? Sei ehrlich.«

»Nein.«

»Eben.«

»Ich überlege nur, John, wo Glenda geschnappt worden sein könnte. Möglicherweise sogar in der Nähe des Yard Building.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.« Ich hupte, damit ein Fahrer zur Seite huschte. »Aber wir haben nicht mehr die Zeit, um genau nachzuforschen.«

Da der Wagen auf der Spur blieb, stellte Suko das Rotlicht nebst Sirene auf das Autodach. Ein starker Magnet hielt es fest.

Das Heulen wirkte. Plötzlich hatten wir freie Bahn und ich holte einiges aus dem Rover heraus.

Dann meldete sich das Telefon. Sofort hob Suko ab. Ich lauschte mit einem Ohr dem Gespräch.

»Nichts gefunden, John.«

»Mist.«

Suko hörte weiter zu. Einige Male nickte er, was wieder Hoffnung in mir hochschießen ließ. Dann bedankte er sich und fügte noch hinzu: »Mal sehen, ob wir mit der Information etwas anfangen können.«

Ich musste mich dem Verkehr trotz Licht und Sirene anpassen. Langsamer schoben wir uns nach London hinein.

»Nun?«

»Es gibt einen Andy Gere, aber der ist tot.«

»Shit. Das hatte ich mir gedacht. Wann starb er?«

»Keine Ahnung.«

»Und woher wissen es die Kollegen? Es wird nicht jeder Tote bei uns registriert.«

»Gere kam mal mit dem Gesetz in Konflikt.«
»Auch das noch. Inwiefern?«
»Keine große Sache. Es ging um eine Frau, die sich wohl mal austoben wollte und sich einen Callboy mietete. Sie geriet an Gere und wurde kurz nach diesem Besuch umgebracht. Ihr Mann hatte einen Mietkiller geschickt. Bei den Überprüfungen trafen die Kollegen auch auf Andy Gere. Deshalb ist er registriert worden.«
»Und wie kam er ums Leben?«
»Man sprach von Selbstmord. Er soll sich eine Krankheit eingefangen haben.«
»Aids!«
»Darauf läuft es wohl hinaus.«
»Dann ist die Spur auch tot!« Ich fügte noch einen Fluch hinterher. Mir war einfach danach.
Suko wedelte mit der Hand. »Nicht ganz, John. Dieser Andy Gere hat nicht allein gelebt. Er teilte seine Wohnung mit einer Dame. Du weißt schon, von welchem Kaliber.«
»Klar. Und die lebt noch?«
»Davon kann man ausgehen.«
»Willst du ihr einen Besuch abstatten?«
»Du nicht?«
»Glenda ist wichtiger.«
Suko nickte. »Da hast du Recht. Ich aber habe das unbestimmte Gefühl, dass es wohl besser ist, wenn wir zu dieser Dame fahren. Die Adresse habe ich, der Umweg ist kaum der Rede wert. Sie lebt in Mayfair.«
Überzeugt war ich noch immer nicht. »Wenn man dich so reden hört, dann vermutest du wohl eine Verbindung zwischen dem toten Andy Gere und der Person, die Glenda in ihre Gewalt gebracht hat.«
»Vermutung ist kaum der richtige Begriff.«
»Darf ich den richtigen wissen?«
»Aber gern, Alter. Wir kennen das Phänomen der Gastkörpersuche. Nichts anderes ist ja auch beim Verschwinden der Seele geschehen. Sie hat sich einen Gastkörper ausgesucht. Wer sagt uns denn, John, dass sie sich einen lebenden geholt hat?«
Ich verspürte einen Schauer. Meine Haut im Nacken zog sich zusammen. »Wie weit ist die Theorie denn hergeholt, Suko?«
»Das überlassen ich dir.«
Ich dachte einige Sekunden nach. »Okay, machen wir es. Schauen wir uns die Adresse mal genauer an. Vielleicht haben wir Glück und erfahren von der Frau mehr über unseren Freund.«
Wir steckten schon tief in London. Um nach Mayfair so rasch wie möglich zu gelangen, sah ich zu, dass wir auf die Prince Albert Road gelangten, die die nördliche Grenze den Regents Parks ist, später zur

Park Road wird, dann zur Baker Street, die schließlich in die Oxford Street mündet. Sie ist die nördliche Grenze des Stadtteils Mayfair.

Über die North Audley Street fuhren wir in Richtung Süden, denn dort, in Sichtweite des Hyde Parks, liegt der Playboy Club. Nur wenige Schritte davon entfernt hatte Andy Gere gewohnt, in einer Gegend, die als verdammt teures Pflaster bezeichnet werden konnte. Der Job als Callboy schien einträglich genug gewesen zu sein.

Die Häschen-Reklame am Playboyclub leuchtete, als ich den Rover halb auf dem Gehsteig und halb auf der Fahrbahn abstellte. Verbotswidrig - klar, aber danach konnte ich jetzt nicht fragen. Uns saß die Zeit im Nacken.

Das Haus gehörte zu den älteren Bauten, aber es war renoviert worden. Zwei Laternen strahlten einen Teil der Fassade an und die Haustür warf einen silbrig glänzenden Schein zurück. Sie war ein modernes Gebilde.

Hinter den Fenstern brannte Licht. Die hohen Scheiben ließen auf ebenso hohe Räume schließen.

Auf dem alten, nachgemachten Klingelbrett fanden wir den Mann Gere natürlich nicht, dafür erschien aus der dunkleren Umgebung des Hauses ein Mann wie ein Gespenst.

Er schaute uns misstrauisch an, was zu seinem Job gehörte, denn er trug die Uniform einer privaten Wachgesellschaft. »Wen wollen Sie hier besuchen?«

»Eigentlich einen Toten«, erwiderte Suko.

Der Mann fühlte sich auf den Arm genommen und verstand keinen Scherz. Er wollte sauer reagieren, als er unsere Ausweise sah.

»Ach so.«

»Ja, Meister«, sagte ich. »Wir wollen wissen, wo ein Mann namens Andy Gere gewohnt hat?«

»In der zweitletzten Etage.«

»Schön. Und wer lebt jetzt dort?«

»Susan Carveccio.«

»Kannte sie Gere?«

»Sicher.«

»Ist sie da?«

»Ich denke schon.«

»Dann schließen Sie auf!«, sagte Suko und schuf Platz, damit der Uniformierte vorbeigehen konnte.

Wenig später standen wir in einem schmalen Fahrstuhl, der gläserne Wände hatte. In der vorletzten Etage stiegen wir aus. Drei Wohnungen verteilten sich auf dieser Fläche. Im Haus war noch mehr Platz, als es von außen her schien. Wahrscheinlich gab es noch einen direkten Anbau zum Garten hin.

Eine Klingel war vorhanden. Ich drückte sie und hatte mich so

hingestellt, dass sich mein Gesicht in Höhe des Gucklochs befand. Bestimmt würde diese Susan Carveccio hindurchschauen.

Nach einer Weile öffnete sich die Tür. Eine Kette hielt sie gesichert.

In dem Spalt sahen wir ein Puppengesicht, das von dichten, dunkelrot gefärbten Locken umgeben war. Su war ziemlich klein, trug einen langen seidenen Hausmantel, der grün wie Sommergras schimmerte. Ihre Augen zeigten einen gewissen Glanz. Sie kam mir vor, als wäre sie nicht mehr ganz nüchtern.

»Sie wünschen?«

»Ein Gespräch mit Ihnen.«

»Nein, nur auf vorherige telefonische Anmeldung. Ich erwarte gleich Besuch und da…«

Ich stoppte ihren Redefluss mit zwei Worten. »Scotland Yard, Su!«

»Oh.«

»Dürfen wir jetzt eintreten?«

»Natürlich.«

Wir gelangten in eine Wohnung, die mehr als zwei Zimmer hatte. Susan führte uns durch eine nun offen stehende Tür in einen Raum, der in gedämpftes Licht getaucht war.

Weiche Polstermöbel, die schon einer Landschaft glichen, verteilten sich auf dem hellen Boden. Bei einem roten Lackschrank standen die Türen offen. Die Flaschen darin konnten sich sehen lassen.

Su hatte auf die Glotze geschaut und Weißwein dabei getrunken. Sie schaltete den Apparat aus.

»Was wollen sie denn? Ich habe mir nichts zu Schulden kommen lassen. Tut mir Leid.«

»Es geht nicht um Sie, sondern um Andy Gere.«

Sie ging einen Schritt zurück und raffte den seidenen Mantel vor ihrer Brust zusammen. »Um Andy?« Sie lachte komisch. »Aber der ist doch tot, wissen Sie das nicht? Die Polizei hat sich sehr für sein Ableben interessiert.«

»Er starb an Aids?«

»Ja.«

»Waren Sie mit auf der Beerdigung?«, fragte ich. »Können Sie sich daran noch erinnern?«

Ihr Puppengesicht bekam einen erstaunten Ausdruck. »Nein, daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Weshalb nicht?«

»Das will ich Ihnen sagen. Es hat keine Beerdigung gegeben!«

»Wurde er verbrannt?«

»Nein, Sir. Wie wollen Sie etwas verbrennen, was nicht vorhanden ist? Das geht doch nicht - oder…«

Ich hob einen Arm. »Moment mal, Su, und bitte langsam. Er wurde nicht beerdigt, er wurde nicht verbrannt, weil es nichts gab. Soll das

heißen, dass keine Leiche vorhanden war?«

»Sehr richtig, Mr. Sinclair. Andy Geres Leiche war verschwunden…«

***

»Mein Gefühl, John, mein Feeling. Ich glaube, du musst mir Abbitte leisten.«

Ich nickte sehr langsam. »Ja, das kann sein, das kann wirklich sein, Suko.«

Susan Carveccio verstand von dem nichts. Sie trank einen Schluck Wein, bevor sie fragte: »Wollen Sie mir nicht erklären, was Sie so aus der Fassung gebracht hat?«

»Das Verschwinden der Leiche natürlich.«

»Ja, schon. Aber das ist jetzt fast drei Jahre her. Niemand kümmerte sich mehr darum.«

»Ist denn nachgeforscht worden, wo der Tote eventuell hätte geblieben sein können?«

»Nein oder ja.«

»Sie hat man nicht eingeweiht?«, fragte Suko.

»Natürlich nicht. Andy und ich haben uns diese Wohnung geteilt.«

»Weil Sie im gleichen Job tätig waren.«

»Ja, Mr. Sinclair.«

»Dann kannten Sie Andy Gere recht gut, nehme ich an.«

»Das kann man wohl sagen. Er war ein attraktiver Mann. Allerdings auch bi. Was er ausnutzte, denn ihn besuchten auch Männer. Viele Künstler befanden sich darunter. Er hatte Chancen noch und noch. Bei Frauen und Männern. Manchmal habe ich den Eindruck, als wäre er gar nicht tot.«

»Wie kommt das denn?«

Sie lächelte Suko zu, holte eine Weinflasche aus dem Kühler und schenkte das Glas wieder voll.

»Ach wissen Sie, es mag eine Spinnerei sein, aber ich habe das Gefühl gehabt, ihn einige Male gesehen zu haben. Hier in London kam es mir vor, als wäre ich ihm einige Male begegnet. In der City of London, beim Einkauf und zweimal in Soho.«

»Weiter.«

Su drehte sich so geschickt wie eine Tänzerin. Vielleicht war sie das mal gewesen. »Nichts weiter. Oder würden Sie einen Toten ansprechen beziehungsweise dessen Doppelgänger?«

»Wenn die Leiche verschwunden wäre, möglicherweise schon«, antwortete Suko.

»Ich jedenfalls nicht.« Sie warf den Kopf zurück und lachte. »Stellen Sie sich das einmal vor. Ich rede jemand an und sagte ihm: Hallo, du bist doch eigentlich tot. Wie kannst du mir hier über den Weg laufen? Das wäre ein Unding.« Sie fing an zu lachen und spie einen Teil des

Weins wieder aus.
Ich blieb ernst. »Sie haben ihn also gehen lassen.«
»Ja.« Sie wischte über ihre Lippen. »Warum denn nicht?«
Ich hob die Schultern. »Sicher, von Ihrer Position aus haben Sie Recht, Susan.«
»Jetzt müsste man nur noch wissen, wo sich dieser Andy Gere aufhält«, sagte Suko.
»Was?«, schrie die Frau. »Ein Toter?« Sie bewegte sich so heftig, dass Wein aus dem Glas schwappte und über ihre Hände floss. Sie schüttelte die Flüssigkeit ab, die auf den Teppich tropfte.
»Wir rechnen damit, dass er nicht tot ist, Susan.«
Sie wollte sich ausschütten vor Lachen. »Das ist doch Unsinn, das ist einfach nicht wahr. Ich habe seine Leiche gesehen.« Sie nickte. »Natürlich war das vor der Beerdigung. Danach war es nicht mehr möglich. Aber ich kann Ihnen schwören, dass er nicht mehr am Leben war.«
»Sie rechnen also damit, dass der Tote gestohlen worden ist.«
»Ja, Mr. Sinclair.«
»Okay, aber von wem?«
»Dafür habe ich mich nie interessiert. Wir haben zwar zusammen gewohnt, aber wir hatten nichts miteinander, verstehen Sie das? Es gab nur eine berufliche Übereinkunft, keine menschliche.«
»Aber Sie sahen ihn in der City, nicht wahr?«
»Klar, Mr. Sinclair. Hierher hat er sich nicht getraut. Das ist doch klar. Ich hätte alles zusammengeschrieen, wenn er plötzlich bei mir aufgetaucht wäre.« Sie fing an, sich zu schütteln. »Stellen Sie sich mal vor, er würde hier wieder erscheinen.«
»Damit wäre uns geholfen.«
Susan Carveccio schaute uns mit einem Blick an, der Bände sprach und gleichzeitig eine gewisse Verachtung zeigte. »Ich glaube nicht mehr, dass ich Ihnen noch helfen kann, meine Herren.«
Das sah so aus. Suko hob die Schultern, ich schaute mit einem verbissenen Blick zu Boden.
»Um Ihren Job beneide ich Sie nicht. Sie müssen eine lebende Leiche suchen.«
»Es sieht beinahe so aus.«
Sie hob die Schultern. Innerhalb weniger Sekunden war sie in eine depressive Stimmung verfallen.
»Ich würde Ihnen ja gerne helfen, aber ich weiß es auch nicht.«
»Sie haben nie privat miteinander gesprochen?«, fragte Suko, meine Bewegung, mit der ich auf die Uhr deutete, dabei ignorierend.
»Schon…«
»Hatte er denn Freunde oder Bekannte?«
Da fing sie an zu lachen und es klang bitter. »In unserem Job kann

man die Freunde an drei oder vier Fingern abzählen, wenn überhaupt. Da ist sich jeder selbst der Nächste.«

»Also hatte Gere keine?«

Susan wiegte den Kopf. »Das will ich nicht sagen. Da gab es schon den einen oder anderen.«

»Und?«

»Was meinen Sie damit?«

»Kennen Sie Namen? Hat Gere etwas gesagt, mal einen erwähnt in einer stillen Stunde.«

Sie stellte das Weinglas weg und strich mit den gespreizten Fingern durch die gefärbte Lockenpracht. »Sicher, ich habe mal einen Namen gehört, das stimmt schon.«

»Wie hieß der Mann? Oder waren es mehrere?«

»Mal so, mal so…«

»Versuchen Sie doch bitte, sich zu erinnern, Susan. Es ist wichtig. Es geht um Menschenleben.«

Sie lachte kichernd und bewegte träge ihre Arme. Der Wein war zu viel gewesen. »Ich dachte, es geht nur um Tote.«

»Machen Sie bitte keine Witze. Es ist uns tatsächlich ernst.«

Auch ich kam näher. Dass die Zeit drängte, hatte ich glatt vergessen, denn ich spürte aus der Atmosphäre, dass sich hier möglicherweise etwas entscheiden konnte.

Susan klopfte gegen die Taschen ihres Morgenmantels. Dass sich der Ausschnitt dabei verschob, kümmerte sie nicht. »Ich brauche was zu rauchen.«

Von mir bekam sie die Zigarette und auch das Feuer.

Drei, vier hastige Züge paffte sie, hustete auch kräftig durch und hörte, wie Suko sie erinnerte. »Der Name, bitte, Sie wollten uns einen Namen der Freunde nennen.«

»Das ist schwer.«

»Brauchen Sie einen Kaffee?«, fragte ich.

Susan rieb mit der Handfläche über ihre Stirn. »Nein, das brauche ich nicht. Wissen Sie, es schwirren so viele Namen herum. Jedenfalls war es ein…«, sie überlegte noch stärker, »ja, ein Doppelname.«

Es dauerte noch Sekunden. Susan quälte sich wirklich oder spielte Theater. Wenn ja, dann tat sie es gut. Plötzlich schnellte sie fast von der Couch hoch. Der ausgestreckte Zeigefinger wies auf Suko.

»Der Name war so ungewöhnlich, dass man ihn entweder vergisst oder behält. Den - den habe ich nie zuvor wieder gehört.«

»Und?«

»St. Archer. Ja, ihr beiden Bullen, jetzt habe ich dreieinhalb Steine bei euch im Brett. Gerald St. Archer.«

»Susan, du hast auch vier Steine bei uns im Brett.«

Sie lachte hoch. »Mit dem hat er mal was gehabt, denke ich. Er war

auch mal hier.«
Ich wurde wieder konkret. »Wohnte dieser Mensch denn hier in London, Susan?«
»Klar.«
»Sie kennen die Anschrift nicht?«
»Nein.«
Suko war bereits zu dem Telefon aus Kunstglas gestürmt. Es stand im Regal, wo auch das Telefonbuch lag. Das schlug er hastig auf.
London hat mehrere Telefonbücher, er hatte sich das für die City of London geschnappt und blätterte mit angefeuchtetem Daumen.
Susan wollte nichts mehr sagen. Sie hatte sich zurückgelehnt und hielt die Augen halb geschlossen.
»Ich hab's«, sagte Suko.
»Tatsächlich?« Ich musste es einfach lesen und verfolgte Sukos Zeigefinger, der unter der Schriftzeile mit dem Namen und der Telefonnummer herwanderte.
Ich pfiff durch die Zähne. »Das ist ja nur ein Katzensprung vom Yard Building entfernt.«
»Wo wohnt er denn?«, fragte Susan mit schon schläfrig gewordener Stimme.
»Am St. James Park.«
»Ach da.«
»Jedenfalls danken wir Ihnen«, erklärte ich und verabschiedete mich von Susan Carveccio mit einem Kuss auf die Wange, der sie wieder munter machte.
»He, war das alles?«, rief sie hinter uns her.
Wir hörten kaum hin, denn wir hatten die Wohnung der jungen Frau bereits verlassen.
Gerald St. Archer war unsere einzige Chance, der einzige Trumpf. Wenn er nicht stach, gab ich für Glendas Leben keinen Cent mehr. Zudem war bereits zu viel Zeit vergangen.
Ich schaute auf die Uhr, als ich in den Rover stieg. Noch eine Stunde bis Mitternacht.
Ob es reichte, stand in den Sternen…

***

Andy Geres zweites Ich entstand!
Es war ein Vorgang, der Glenda unter die Haut ging, denn der Mensch Gere musste seine zweite Existenz auswürgen. Er tat es unter Krämpfen und Qualen, blieb nie an einer Stelle stehen, sondern taumelte einige Male durch den Raum, wobei er sich zufällig an einer Stehlampe festhielt, die er dann zu Boden riss.
Glenda überlegte, ob sich da eine Chance für sie ergab. Gere war mit sich selbst beschäftigt. Er röhrte und würgte, seine Arme bewegten

sich wie Dreschflegel. Luft konnte er nicht holen und eine andere Kraft war dabei, seine Augen nach vorn zu drücken.

Daumenlang stachen sie vor. Glenda, die einen Blick auf das Gesicht geworfen hatte, erstarrte vor Schreck, als sie erkennen musste, dass dieses Augenpaar nur noch an Sehnen hing.

Es war schlimm…

Weg aus dieser verfluchten Wohnung, dem Horror entgehen, dem Tod entfliehen, weg von der Folter. Sich aus den Klauen der Bestie befreien. Nur diese Gedanken beherrschten sie. Da die Eingangstür verschlossen war, musste sie es bei den Fenstern versuchen.

Nicht im Wohnraum, sie wollte nicht auffallen. Glenda rannte in den Flur und suchte sich eine der Türen aus, die nicht in das Bad führten. Zudem hoffte sie noch darauf, ein zweites Telefon zu finden. Menschen wie Gere kamen zumindest nicht ohne einen Zweitapparat aus.

Das Schlafzimmer breitete sich vor ihr aus. Sie schaute auf ein rundes Bett, sah einen Hometrainer, einen schmalen Schrank aus schwarz lackiertem Holz, sie aber wollte zum Fenster.

Man kann erkennen, ob Glas normal ist oder nicht. Und Glenda sah bereits, dass es sich nicht um normal dickes Glas handelte. Als sie mit der Faust dagegenschlug, zitterte die Scheibe nicht einmal.

Sie gab nur das dumpfe Echo des Schlags zurück.

Zum Greifen nahe sah sie das Geäst der beiden Bäume vor sich. Die Zweige kratzten fast von außen an der Scheibe, doch die hätte sie nicht einmal zerschießen können.

Wütend schlug sie noch einmal gegen das Glas, bevor sie sich umdrehte und wieder an das Telefon dachte.

Es stand auf einem flachen Stück Holz neben dem Bett. Das Holz ragte aus der Wand, es war drehbar, und Glenda warf sich auf die kreisrunde Schlafstätte.

Mit einer Hand riss sie den Hörer ab. Ihr Atem ging schnell und keuchend. Sie schaute auf ihre Hände, deren Finger zitterten, als sie die Nummer eintippte.

Sie musste den Yard anrufen, dort Alarm schlagen und…

Glenda schaffte es bis zur zweitletzten Zahl. Genau in dem Augenblick sah sie den Schatten, der sich vor ihren Augen entlangwischte. Ein langes, graues Etwas, wie ein zuckendes Band, dessen Kälte ihr Gesicht wie ein Hauch berührte und sich dann um den Telefonapparat schlang und ihn tatsächlich in die Höhe zerrte.

Es war ein Bild, das Glenda kaum glauben konnte. Erst als sie das Knacken des Kunststoffs hörte, wusste sie, dass sie verloren hatte und ihr die Chance genommen war.

Sie sprang vom Bett hoch. Rückwärts lief sie zur Tür und schaute zu, wie der Schatten den Apparat zerdrückte.

Das war das zweite Ich des Andy Gere. Ein sehr dunkler Schemen, beinahe so schwarz wie die Bilder an den Wänden, die dieses ungewöhnliche Motiv zeigten.

Glenda verließ den Schlafraum, wollte einfach nicht mehr zuschauen, hörte die Geräusche aus dem Wohnzimmer, die darauf hindeuteten, dass dort einiges zu Bruch ging, und sie ging davon aus, dass Gere dort durchdrehte, weil er nicht mehr der Alte war.

Es kostete sie schon Mut, wieder in das Zimmer zurückzugehen. Wer konnte wissen, was aus Gere geworden war? Sie dachte an die hervorquellenden Augen und auch daran, dass er sich möglicherweise noch mehr verwandelt hatte.

Auf Zehenspitzen lief sie hin. Die Tür stand offen. So konnte Glenda in das Zimmer sehen, ohne es selbst betreten zu müssen. Sie hörte sich selbst laut und saugend atmen. Nach dem Schattenwesen hielt sie vergeblich Ausschau, aber Andy Gere war zu sehen.

Er stand da wie ein Zinnsoldat. Sein Gesicht zeigte die Veränderung nicht mehr. Die Augen lagen wieder völlig normal in den Höhlen, nur die Bleichheit fiel Glenda auf.

Er musste sie einfach sehen, aber sie glaubte nicht, dass dieser Mensch sie auch wahrnahm.

Sie ging vor. Eine verrückte und wahnsinnige Idee war ihr durch den Kopf geschossen. Die Anwesenheit der Schatten hatte sie verdrängt. Sie ging davon aus, dass es irgendwo Schlüssel für die Wohnungstür geben musste. Möglicherweise trug Gere sie in seinen Taschen.

Glenda wollte etwas sagen. Es war nicht mehr nötig. Andy Gere kippte plötzlich um. So steif, wie er gestanden hatte, fiel er rücklings auf den Boden.

Nichts stoppte seinen Fall. Glenda schloss unwillkürlich die Augen, als sie den Aufprall vernahm.

Mit dem Hinterkopf hätte er beinahe noch den Tisch erwischt.

So wie er gefallen war, blieb er auch liegen. Glenda ließ ihn nicht aus den Augen.

Es war still geworden. Sie hörte nur ihren eigenen Atem. Der Schatten hatte sich ebenfalls verflüchtigt. Glenda befand sich als einziges Lebewesen in der Wohnung.

Das Telefon erregte wieder ihre Aufmerksamkeit. Sie nahm den Hörer ab und stellte fest, dass die Leitung tot war.

Keine Chance, nach draußen zu telefonieren. Sie war mit Andy Gere allein in der Wohnung und der machte den Eindruck, als hätte er sein Leben ausgehaucht.

Es passte Glenda zwar nicht, doch sie musste es tun. Sie wollte feststellen, ob Gere noch lebte. Deshalb kniete sie sich neben seine Leiche und begann damit, den Körper zu untersuchen.

Er war nicht nur steif, auch kalt. So rasch konnte kein Mensch

abkühlen, der erst Sekunden zuvor gestorben war. Es musste etwas anderes dahinter stecken.

Seine Augen standen offen, waren aber wieder normal in die Höhlen zurückgefahren. Das weiße Hemd hatte zwei Taschen. Glenda ließ ihre Finger hineingleiten, sie wollte nichts auslassen, um den Schlüssel zur Wohnungstür zu finden.

Diese Taschen waren leer, deshalb versuchte sie es an der Hose. Es ekelte sie, mit den Händen in die Hosentaschen zu fahren, aber sie gab sich einen Ruck und suchte auch dort nach.

Nicht einmal ein Taschentuch fand sie. Nur eine Fluse geriet zwischen ihre Finger.

Und die Gesäßtasche?

Aber auch dort fand sie keinen Schlüssel. Glenda musste sich allmählich an den Gedanken gewöhnen, mit einem Toten allein zu sein.

Sie schluckte einige Male, um den Kloß aus der Kehle zu bekommen. Er blieb und auch der Magen lag ihr wie ein Stein im Körper. Wie sollte sie je hier herauskommen?

Dann fiel ihr Blick auf das Gesicht des Toten. Rein zufällig, aber die Wirkung war frappierend.

Sie konnte es nicht glauben, was sich da vor ihren Augen abspielte, es war einfach unwahrscheinlich, doch leider eine Tatsache.

Der schöne Andy Gere begann damit, vor ihren Augen in den Zustand der Verwesung überzugehen…

Es war ein Vorgang, der sie abstieß, den sie widerlich fand, bei dem sie dennoch wie unter Zwang stand, denn sie konnte den Blick einfach nicht abwenden.

Am Gesicht fing es an. Da bewegte sich die Haut, als bestünde sie aus Gummi, und sie nahm dabei auch eine andere Farbe an. Diese kalkige Bleichheit verschwand, dafür wurde die Haut gelblich und wirkte so, als wäre sie aufgepumpt worden.

Die Lippen spritzten weg. Sie waren urplötzlich nicht mehr vorhanden, stattdessen schaute Glenda gegen irgendwelche grauen Streifen, aus denen noch Restblut sickerte und sich als kleine, rote Perlen verteilte. Das Fleisch auf der Nase zeigte einen dunklen Grauschimmer, bevor es zerfiel, und an einigen Stellen schimmerten bereits die bleichen Knochen hindurch. Dieser Vorgang hätte in der Natur Jahre gedauert, hier lief er in wenigen Minuten ab.

Er hörte nicht auf. Das Gesicht hatte er hinter sich gelassen, jetzt war er dabei, den gesamten Körper zu erfassen. Die Hände, die Arme und sogar das Hemd warf Falten, als sich unter ihm etwas tat und sich Beulen auf dem Fleisch bildeten.

Die Verwesung war nicht zu stoppen und sie war natürlich von dem fürchterlichen Gestank begleitet, vor dem sich Glenda Perkins

zurückzog, denn sie nahm ihn jetzt erst richtig wahr. Zuvor hatte sie der Schock umklammert.

Der Mund des Toten stand offen. Glenda konnte in die Höhle zwischen den Lippen hineinschauen und sah, dass sich in der dunklen Kehle etwas bewegte.

Es waren Tiere, ja, das mussten Tiere sein. Kleine Käfer oder Würmer, die von innen her kamen und durch die Kehle in den Mund gekrochen waren.

Sie füllten die Mundhöhle aus und sie drangen immer weiter vor, sodass sie den Mund verlassen mussten, wollten sie mehr Platz haben.

Es war schlimm, denn das Gewirr aus Käfern und Würmern ließ sich nicht stoppen. Als graue, zuckende Masse drang es immer weiter hervor, erreichte das Kinn und rann daran entlang, bis es als Masse über den Hals glitt.

Glenda wusste nicht, was sie tun sollte. Die Käfer und Würmer verteilten sich auf der Brust des Toten wie auf einem Tablett. Hatten sie schon immer in seinem Körper gesteckt?

Die junge Frau drückte sich in die Höhe. Der Schwindel überkam sie, als sie endlich stand, und sie presste ihre Handfläche gegen die Augen, während ihr Magen zu rebellieren begann.

Sie drehte sich um und ging mit unsicheren Schritten aus dem Raum. Ihr Ziel war das Bad, dort sollte sich der revoltierende Magen beruhigen.

Mit dem Knie stieß Glenda die Tür nach innen. Sie wankte über die Schwelle, den Blick starr auf das breite Waschbecken unter der großen Spiegelwand gerichtet.

Mit beiden Händen stützte sie sich auf den Rand. Als sie den Kopf anhob, sah sie ihr Gesicht für wenige Sekunden innerhalb der Spiegelfläche, und es kam ihr so fremd vor.

Aufgequollen, von der Angst gezeichnet, gerötet und dabei mit den Augenliedern zuckend.

»Verdammt«, keuchte sie, »verdammt, das darf doch alles nicht wahr sein! Das ist ein Albtraum…«

Sie würgte, aber sie konnte sich nicht übergeben. Wichtiger war das kalte Wasser, das aus dem Kran in ihre Hände schoss. Sie spritzte es sich ins Gesicht. Es machte ihr nichts aus, dass es auch in den Haaren klebte, sie wollte sich erfrischen und dabei wenigstens etwas von der normalen Welt spüren, denn sie selbst fühlte sich gefangen in einem Käfig des Schreckens.

Diese Wohnung war zu einer anderen, zu einer fremden Welt für sie geworden. Sie bereitete ihr einen Horror-Trip, der sich minütlich ändern konnte.

Glenda richtete sich auf. Aus einem der Regalfächer des offenen Schranks holte sie ein Handtuch und tupfte sich damit das Gesicht ab.

Das Wasser schien auf der Haut zu brennen. Sie hatte den Eindruck, als würde sie diese abziehen.

Ihr Atem floss gegen das Handtuch, wellte es an dieser Stelle auf. Dann sanken ihre Hände nach unten. Wieder sah sie sich im Siegel. An einigen Stellen zeigte das Gesicht noch nasse Flecken, was Glenda nicht störte. Es war ihr alles egal, sie wollte nur aus dieser verfluchten Horror-Falle entkommen.

Dann hörte sie Schritte!

Noch vor dem Spiegel stehend, versteifte Glenda, wobei sie ihre Reaktion in der Fläche beobachten konnte. Sie kannte ihr eigenes Gesicht kaum wieder, es war von der Angst gezeichnet.

Der Spiegel hing für einen Blick gegen die Tür zu ungünstig. Wenn sie dorthin schauen wollte, musste sie sich erst umdrehen, aber noch hatten die Echos der Schritte die Tür nicht erreicht.

Langsam drehte sich Glenda um. Wer hatte sich denn auf den Weg zu ihr gemacht? Lebte noch eine dritte Person in der Wohnung oder war es die Leiche, die auf einmal lebte?

Ein Zombie…?

Die Tür war nicht ganz ins Schloss gefallen. Etwa armbreit stand der Spalt offen.

Jemand drückte dagegen, sie schwang auf - und er stand auf der Schwelle. Den Schrei konnte Glenda nicht unterdrücken, denn sie schaute genau auf die Gestalt des Andy Gere.

Der Mann sah aus wie immer!

***

Er hielt den zu einem Lächeln verzogenen Mund geschlossen. Es war kein Spalt mehr vorhanden, aus dem Käfer oder Würmer hervorkriechen konnten. Das Haar lag glatt auf dem Kopf. Die grauen Strähnen schimmerten in tiefem, leicht pomadisiertem Schwarz. Die Augen blickten spöttisch, als er nickte.

»Du bist ja noch da!«

Glenda konnte nicht reden. Er hatte wie immer gesprochen. Mit einer weichen, fast überheblich klingenden Stimme, und er betrachtete sie forschend.

Glenda Perkins presste sich mit dem Rücken gegen das Waschbecken. Weiter konnte sie nicht zurück. Trotz ihrer Angst beherrschte sie eine Frage.

Was hat er jetzt vor?

Gere hatte ihre Gedanken erraten und sagte: »Habe ich dir nicht eine lange Nacht der Folter versprochen?«

»Gehen Sie!«

Gere schüttelte den Kopf. »Das werde ich nicht, denn die Wohnung gehört mir. Ich habe dir nur gezeigt, zu was ich in der Lage bin. Wie

siehst du mich jetzt? Als Mensch oder als Dämon?«
»Das ist…«
»Ich bin beides. Du brauchst dir erst gar nicht den Kopf zu zerbrechen. Ich bin sowohl das eine als auch das andere. Wer dem Reich des Spuks entwischt, dem stehen alle Möglichkeiten offen. Weißt du eigentlich, dass es mir als Einzigem gelungen ist, dem Spuk zu entwischen? Meine Dämonenseele hat die Grenzen überwinden können. Der Spuk ist nun nicht mehr so allmächtig, wie er vorher einmal gewesen war. Ich habe den Anfang gemacht, andere werden folgen und es wird zu gewaltigen Veränderungen innerhalb des Dämonenreiches kommen, das kann ich dir versprechen.«
»Warum willst du das?«
»Der Spuk passt nicht mehr in das neue Konzept. Die Hölle und damit die drei Teufel, die sich zusammen als das Böse bezeichnen, wollen wieder mehr Einfluss gewinnen. Es gefällt ihnen nicht, dass sich die Menschen zu stark abgewendet haben und ihren eigenen Problemen nachgehen. Das ist es, was sie nachdenklich macht und sie möglicherweise die Spannungen untereinander vergessen lässt. Der Spuk ist ein Relikt aus uralter Zeit. Er muss beseitigt werden.«
Glenda schüttelte den Kopf. »Das haben viele versucht, ich weiß es. Keiner hat es geschafft.«
»Es ist auch noch keiner seinem Reich entflohen«, erklärte Andy Gere lächelnd. Dann sagte er:
»Und jetzt komm her.«
»Wie - wieso?«
»Komm her!«
»Nein, ich…«
»Soll ich dich holen?« Er ging einen Schritt auf Glenda zu und hatte bereits die Hälfte der Entfernung überbrückt. »Die Stunden, die noch vor uns liegen, sind lang. Ich möchte sie zusammen mit dir einfach nur auskosten, Glenda.«
»Ich will nicht.«
Gere lachte. »Glaubst du denn, dass ich darum etwas gebe? Wohl kaum. Was ich mir in den Kopf gesetzt habe, das führe ich auch durch, darauf kannst du dich verlassen.«
Er packte zu und er war schnell.
Glenda konnte ihm nicht entweichen, auch wenn sie sich noch so sehr bemühte, zur Seite auszuweichen. Sein Griff war brutal, er zerrte sie an sich und verzichtete diesmal auf das Messer. Dafür drehte er ihren Kopf zur Seite und drückte ihn gleichzeitig, zurück.
Von oben her starrte er in Glendas Gesicht.
Was wollte er?
Glenda zitterte in seinem Griff. Sie wusste ja, dass er alles mit ihr machen konnte, sie war ihm ausgeliefert, und sein eisiges Lächeln

sprach Bände.
»Du wirst mich jetzt küssen!«, verlangte er. »So küssen, wie eine Frau es tut, die mit dem Mann ins Bett will!«
»Nein!« Spontan gab Glenda die Antwort. Die Frau versteifte sich noch mehr in seinem Griff und sie dachte wieder an die Vergangenheit, als sie sich in einen Mann verknallt hatte, der der Teufel in Verkleidung gewesen war.
Auf ihrem Hinterkopf krabbelten Spinnen durch ihr Haar. Es waren nur die Finger des Mannes, die ihren Weg durch das dunkle Gestrüpp suchten und sich dann darin festkrallten.
»Du wirst mich küssen!«, flüsterte er. »Jede meiner Frauen hat mich bisher vor ihrem Tod geküsst und deshalb gibt es keine Ausnahme und kein Zurück für dich.«
»Nein«, ächzte Glenda, »ich werde es nicht tun!«
Er lachte. Noch während er sich freute, zerrte er sie an sich heran. Dabei bebten seine Nasenflügel.
Einen Moment später sah Glenda die beiden dunklen Streifen, die daraus hervorrannen. Es war die schwarze Flüssigkeit, die sie schon einmal gesehen hatte, als sie aus den Fingern getropft war.
Da drehte sie durch!
Plötzlich entwickelte sie Kräfte, über die sich Glenda selbst wunderte.
Es gelang ihr tatsächlich, den Griff des Mannes zu sprengen.
Er fluchte, sah ihre Hand zu spät vor seinem Gesicht erscheinen und auch die gekrümmten Finger.
Nicht dass sich Glenda die Nägel sehr lang wachsen ließ, aber als sie sie durch die Wangen des Widerlings zog, war die Wirkung groß.
Seine Haut war weich wie Pudding. Dahinter strömte die dunkle Flüssigkeit, das dämonische Blut des Mannes, das nun freie Bahn hatte und aus dem Gesicht quoll.
Andy Gere war von dieser Attacke dermaßen überrascht worden, dass er Glenda von sich stieß.
Sie taumelte ins Badezimmer und leider nicht in Richtung Tür. Kurz vor der Toilette konnte sie sich wieder fangen. Sie schaute Gere kurz an.
Der hatte seine Hand gegen die rechte Wange gepresst, wo sich die schwarzen Blutstreifen zeigten, als wären sie aufgemalt worden. Etwas verwundert schüttelte er den Kopf und gleichzeitig huschte ein kaltes Lächeln über seine Lippen.
»Das hat noch keine gewagt«, flüsterte er. »Nein, so hat sich noch niemand benommen. Ich schwöre dir, dass ich mich dafür rächen werde. Du wirst einen besonderen Tod erleiden und lange Qualen erleben.« Er schüttelte den Kopf, strich einige Male über seine Wange hinweg, als wollte er die Haut wieder ankleben.
So war es denn auch. Als er die Hand sinken ließ, war von den

Wunden nichts mehr zu sehen.

»Ich bin dir über, Darling, ich bin dir über. Es gibt keinen, der mich stoppen kann.«

Glenda suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Wohin sollte sie noch? Wie konnte sie dieser verfluchten Bestie entgehen?

»Gibst du auf, Glenda?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich – ich habe noch nie aufgegeben. Eher sterbe ich!«

»Das wirst du sowieso!«

Da sprang Glenda vor. Sie hatte sehr wohl die Schere gesehen, die in einem der Regale lag. Dabei war es keine kleine Nagelschere, sondern eine lange Haushaltsschere, ziemlich schwer und auch sehr spitz. Glenda wusste, wie klein ihre Chance war, den Mann zu vernichten, doch sie dachte daran, dass Zombies mit einem Herzschuss getötet werden konnten. Möglicherweise passte das hier auch. Wenn sie die Schere in die linke Brustseite rammte und das Herz traf, konnte…

»Leg sie weg!«

»Nein!«

Gere benahm sich lässig, als er die Schultern hob und dann auf sie zuging. »Komisch, dass die Menschen nicht vernünftig werden«, sagte er und ging weiter, als wäre nichts geschehen.

»Wenn du nicht stehen bleibst«

»Rede keinen Unsinn, Glenda.« Er streckte die Hand aus, um die Schere entgegenzunehmen.

Es kostete auch Glenda Überwindung, aber bei jedem Menschen gibt es eine Schwelle, die erst durch den Selbsterhaltungstrieb überschritten werden kann.

Glenda war da keine Ausnahme.

Über den ausgestreckten Arm des Mannes hinweg stieß sie mit der Schere zu…

***

In London herrschte noch immer dichter Verkehr. Für meinen Geschmack kamen wir zu langsam voran und die Sirene brachte auch kaum etwas.

Aber wir schafften es, auch wenn Suko die Sirene dicht vor Erreichen unseres Ziels ausgestellt hatte, um die Person nicht zu warnen.

Den Namen Gerald St. Archer hatten wir beide noch nicht gehört, aber wir mussten leider zugeben, dass es der Flüchtling aus dem Reich des Spuks raffiniert angestellt hatte, sich eine neue Identität zu verschaffen.

Ich regte mich über Glenda noch immer auf. »Dass sie nur so dumm sein konnte!«

»Kennst du die Frauen, John?«

»Nein.«
»Eben!«
»Aber jetzt habe ich eine verdammte Angst um sie. Turro ist kein Mensch, er nimmt keine Rücksicht. Wir wissen nicht einmal, wie viele Frauen er umgebracht hat. Hier traf wieder alles zusammen. Die Vergangenheit wurde hervorgeholt und…«
»Nicht so eilig, John. Ich glaube, dass wir hier irgendwo eine Parklücke finden müssen.« Zum Glück fuhr gerade ein Anwohner weg.
Das Haus, in das wir mussten, lag nur ein paar Schritte entfernt.
Wir waren kaum aus dem Fahrzeug, da erschien bereits ein Bobby. Sein triumphierendes Gesicht nahm einen enttäuschten Ausdruck an, als wir ihm die Ausweise präsentierten.
»Ich achte auf Ihren Wagen, Sir.«
»Hören Sie. Kennen Sie sich in der Gegend aus?« Ich sprach hastig, meine Nervosität ließ sich leider nicht unterdrücken.
»Einigermaßen.«
»Uns geht es um einen Mann.« Ich deutete an der Schulter des Bobbys vorbei. »Er wohnt in diesem Haus.«
»Das sind zumeist neue Mieter. Die alten konnten nach der Renovierung die Mieten nicht mehr bezahlen.«
»Uns geht es um einen Mann namens Gerald St. Archer«, sagte Suko.
Der Kollege dachte nach. »Nein, ich glaube nicht, dass ich ihn kenne. Bestimmt nicht.«
»Schade.«
»Er wohnt aber dort?«
»Ja.«
Wir schauten zu dritt an der Fassade hoch. Die meisten Fenster waren erleuchtet, so konnten wir davon ausgehen, dass St. Archer ebenfalls zu Hause war.
Als wir auf das Haus zueilten, rief uns der Bobby noch nach, ob er uns helfen könnte.
»Nein, vielen Dank, wir machen das schon.«
»Toll finden ich deinen Optimismus, Suko.«
»Meinst du?«
»Ja, ich denke da wohl anders. Meine Angst um Glenda wächst von Sekunde zu Sekunde.«
»Meine auch.«
Natürlich war die Haustür verschlossen. Das Klingelbrett wurde durch eine indirekte Beleuchtung erhellt.
»Gerald St. Archer«, flüsterte ich. »Wer sagt es denn. Er wohnt hier.«
»Aber ziemlich weit oben.«
»Na und?«
Ich las auch die anderen Namen, wobei mir kein bekannter unterkam. Irgendjemand musste uns die Tür öffnen. Ich entschied

mich für eine Wohnung in der unteren Etage.

Aufgedrückt wurde nicht, dafür öffnete sich ein Fenster. Ein Mann schaute heraus.

»Wer sind Sie denn?«

»Polizei. Bitte, wir müssen in das Haus.«

»Was? Zu mir?«

»Nein, nicht zu Ihnen.«

Suko diskutierte einige Zeit mit dem Mann und ich ärgerte mich über diese verdammten Kleinigkeiten, aber so war es immer. Wenn man es besonders eilig hatte, gab es immer wieder diese kleinen Aufenthalte.

Auch Suko wurde nervös. »Öffnen Sie schon die Tür, Mister.«

»Ja, schon gut. Augenblick. Man kann in der heutigen Zeit nicht vorsichtig genug sein.«

»Das stimmt.« Suko hob die Schultern und schaute mich an. »Was willst du machen, John?«

»Nichts.«

Wie ein kleines Kind schabte ich mit den Füßen. Die Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten, als ich endlich den Summer hörte und Suko sich gegen die Tür lehnte.

Sehr leicht schwang sie nach innen. Der Mann war aus seiner Wohnung gekommen und schaute uns an. Er überragte mich um einen halben Kopf, trug blaue Boxer-Shorts zu seinem dünnen Pullover und nickte. »Dann viel Vergnügen.«

»Bleiben Sie in Ihrer Wohnung«, sagte ich nur.

»Kann es Ärger geben?«

»Möglich.«

Er schaute so, als wollte er noch etwas sagen, schwieg aber und ging dann zurück. Sehr leise drückte er die Tür zu.

Suko stand schon an der Treppe. Den Lift, den es auch gab, hätten wir erst holen müssen. Treppen steigen ist gut für die Kondition. Wir taten es schnell und leise.

Es begegnete uns niemand. Im Haus war es ruhig, normal ruhig. Nur empfand ich diese Stille als schlimm und bedrückend, weil ich sie mit Glendas Schicksal in Verbindung brachte.

Mein Freund, der vor mir ging, erreichte die entsprechende Etage als Erster.

Eine breite Tür verwehrte uns den Zutritt. Auf den ersten Blick schon hatten wir erkannt, dass ihr Holz sehr dick und dementsprechend stabil war.

Die rammte ohne Hilfe kaum jemand ein.

»Schellen, John?«

»Was sonst?«, flüsterte ich.

Jetzt, wo es so weit war, spürte ich zwar die Trockenheit im Mund, aber auch eine Kälte, die von mir Besitz ergriffen hatte.

Den Klang der Glocke hörten wir durch die geschlossene Tür. Eigentlich rechneten wir beide nicht damit, dass so schnell geöffnet werden würde, aber es riss jemand die Tür fast heftig auf und wir schraken unwillkürlich zusammen.

Breit lächelnd stand ein dunkelhaariger Mann vor uns. »Sie wünschen?«, fragte er.

»Mr. St. Archer?«, fragte ich.

»Ja.«

»Dürfen wir Sie sprechen?«

Für einen Moment bewegten sich seine Augenbrauen. Dann sagte er: »Aber gern, kommen Sie herein.« Glenda Perkins hielt den Griff der Schere fest. Die beiden Seiten sah sie nicht mehr, sie waren im Körper des Mannes verschwunden, der vor ihr stand und lachte.

Ja, er lachte sie aus. Er amüsierte sich über ihre Bemühung und Glenda wurde in, dieser kurzen Zeitspanne klar, dass sie endgültig verloren hatte.

Es war, als hätte ihr jemand klargemacht, wie dumm sie doch eigentlich gewesen war. Dieser Jemand lachte sie sogar aus. Der Spott dröhnte in ihrem Kopf wider.

»Ich habe dir doch gesagt, dass ich dir über bin!« Gere sprach, obwohl die Schere noch in seinem Leib steckte. »Ehrlich gesagt, kann ich dich nicht begreifen.«

Sein Lächeln widerte sie an. Glenda hätte am liebsten in dieses feiste Gesicht geschlagen, doch sie tat es nicht. Die Frau stand da und hielt den Scherengriff fest.

»Warum gibst du nicht auf?«, fragte er mit einer beinahe sanft klingenden Stimme. »Warum nicht?«

»Verdammt«, ächzte sie. »Verdammt noch mal. Ich will nur leben! Ich will nicht sterben.«

»Dein Problem.« Andy Gere trat einen Schritt zurück. Gerade so weit, dass die Schere aus seinem Körper rutschen konnte. Glenda senkte den Blick, um auf die Waffe zu schauen.

Sie war nicht mehr so blank wie zuvor. Über das glatte Metall rannen die Schlieren hinweg, sammelten sich an bestimmten Stellen und tropften als schwarze Masse zu Boden.

Auf der harten Unterlage zerspritzten sie wie schwarze Blütenblätter.

Das Muster kannte Glenda bereits und sie ekelte sich auch jetzt davor.

Gab es keinen Ausweg mehr? Nein, denn sie spürte jetzt die Schwäche und die Schere schien plötzlich das Doppelte zu wiegen. Sie konnte sie nicht mehr halten, senkte ihre Hand, sodass ihr das Instrument aus den Fingern rutschte.

Mit einem harten Scheppern fiel die Schere zu Boden.

Glenda schaute auf Geres Brust. Genau dort, wo sie ihn erwischt

hatte, befand sich ein Loch. An den Rändern hatte sich die schwarze Masse gebildet, aber sie rann nicht aus der Wunde. »Damit kannst du mich doch nicht töten, Glenda.«

»Wie dann?«, schrie sie ihm ins Gesicht.

»Überhaupt nicht. Wer einmal dem Reich des Spuks entkommen ist, der ist unbesiegbar. Soll ich dir das noch drei- oder viermal sagen, Glenda? Nimm Vernunft an.«

»Das will ich aber nicht! Ich...«

Er schüttelte den Kopf, bückte sich und hob die Schere auf. »Damit hast du mich töten wollen. Einfach lächerlich. Das schafft niemand. Schade, Glenda, wir hätten noch Spaß miteinander haben können, wirklich. Aber du hast mich geärgert, noch stärker, als es die anderen Frauen getan haben. Du warst sehr widerspenstig. Du bist diejenige gewesen, die sich gegen mich auflehnen wollte. Das kann ich nicht hinnehmen.« Andy Gere schaute sie an. »Sollen wir wetten, dass du nicht so unverletzbar bist wie ich?«

Glenda ahnte, was auf sie zukam.

Sie fragte trotzdem: »Was - was soll das heißen?«

»Kann ich dir erklären. Ich habe dir schon einmal gesagt, dass meine Opfer auf verschiedene Art und Weise ums Leben gekommen sind. Ich will dir die einzelnen Todesarten nicht aufzählen, aber keine Frau ist durch eine Schere vom Leben in den Tod befördert worden. Das ist selbst in der Vergangenheit nicht passiert. Muss ich dir noch mehr sagen?«

»Ich - glaube - nicht«, stotterte Glenda, die mit jedem Wort bleicher wurde.

»Dann weißt du Bescheid.« Gere ging auf sie zu. In der rechten Hand hielt er die Schere. Die beiden Schenkel bildeten eine Einheit. Die Spitze wies haargenau auf ihren Körper.

Glenda wich zurück.

Sie wusste, dass es sinnlos war, aber sie wollte nicht sterben, ohne etwas unternommen zu haben.

Plötzlich begriff sie die gesamte Tragweite dieser Situation.

»0 Gott - nein...«, flüsterte sie.

Gere lachte nur. Seine Pupillen wirkten wie runde Kohlestücke, die einen Glanz bekommen hatten.

Erbarmen kannte er nicht. Alles Menschliche war ihm fremd.

»Bleib lieber stehen!«

Glenda schüttelte den Kopf. »Nein, ich...«

Er stach zu.

Es war eine blitzschnelle Bewegung und Gere schaute sich selbst dabei zu, während er die Lippen zu einem Lächeln verzogen hatte. Glenda war zwar zur Seite gezuckt, aber sie hatte der Schere nicht entgehen können. Dieser Stoß war einfach zu schnell gekommen.

Er zog die Schere wieder zurück und sah, wie sie vor ihm stand. Ihr Gesicht war so blass, wie eine Haut nur sein konnte. Kalter Schweiß lag als Schicht darauf. Sehr langsam beugte sie sich vor, die Hände auf die Wunde gepresst.

Dabei schaute sie ihn an.

In den ersten beiden Sekunden noch klar, aber ihr Blick verschleierte sich immer mehr. Ein trüber Vorhang legte sich über ihre Augen und auch die Kräfte verließen sie.

Es glich schon einem kleinen Wunder, dass sich Glenda noch auf den Beinen hielt.

Dann fiel sie.

Andy Gere stand vor ihr. Kalt und mit gerunzelter Stirn beobachtete er, wie sie zur Seite kippte und auch so liegen blieb, die Hände gegen die Wunde gepresst.

Die Schere schleuderte er in das Waschbecken. Dann wandte er sich achselzuckend ab.

Glenda blieb zurück, die Augen weit offen, die Welt verschwommen wahrnehmend. Sie ahnte, dass ihr Leben in diesem verdammten Badezimmer ein Ende nehmen würde.

Und sie hörte sogar das Summen der Türklingel, so gespannt waren ihre Sinne in diesen Moment.

Sie schaute allerdings auch auf die rote Lache, die sich ständig vergrößerte, denn auch mit beiden Händen konnte sie den aus ihrem Körper rinnenden Lebenssaft nicht aufhalten…

***

Reagierte so ein Toter? Oder ein Mann, der mehrere Morde zu verbergen hatte?

Ich konnte es mir nicht vorstellen und meine harte Spannung wich einer gewissen Unsicherheit.

Er lächelte uns an. »Je später der Abend, desto ungewöhnlicher die Gäste.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Suko, während ich mich blitzschnell umschaute, aber nichts Verdächtiges erkannte.

»Sie sind doch Polizisten.«

»Ach ja?«

Andy Gere alias St. Archer musste einfach lachen. »So etwas sehe ich. Das sieht man Ihnen an.«

»Wieso denn?«

»Reines Feeling. Aber kommen Sie erst einmal auf einen Drink. Da können wir uns viel besser unterhalten.« Er ging vor in den Wohnraum, in dem wir uns blitzschnell umschauen, um einen Hinweis auf Glenda zu finden.

Den gab es nicht.

Zwar standen einige Möbel etwas unordentlich herum, aber das war normal.

Mir fielen die Bilder an den Wänden auf. Diese Motive hatte ich noch nie zuvor gesehen und sie weckten in mir bestimmte Assoziationen.

St. Archer hatte meine Blicke bemerkt. »Gefallen Ihnen meine kleinen Kunstwerke?«

»Sie sind sehr ungewöhnlich.«

»Natürlich. Aber sie stammen von mir. Es sind Originale. Ich liebe die Farbe Schwarz.«

»Was nicht zu übersehen ist.«

Er lachte und strich über sein Haar. Irgendwie war er schon ein Frauentyp, aber keiner, auf den man sich auch nach drei Jahren verlassen konnte. Das sagte mir einfach mein Gefühl. Der passte eher in diese Herrenmagazine.

»Wollen Sie denn nicht Platz nehmen, meine Herren? Im Sitzen redet es sich leichter.«

»Es wird nicht lange dauern«, sagte ich.

»Bitte. Aber tun Sie mir einen Gefallen. Sagen Sie mir bitte noch Ihre Namen.«

Zwei Sekunden später wusste er Bescheid. Mit keiner Reaktion zeigte er an, dass er sie schon gehört hatte. »Sie nehmen mir es doch nicht übel, wenn ich Ihnen mitteilte, dass ich Ihre Namen noch nie gehört habe - oder?«

»Nein.«

»Ich hatte noch nicht mit der Polizei zu tun«, erklärte er.

»Sind Sie da ganz sicher?«, fragte Suko.

Der Satz irritierte ihn etwas. »Bitte, das müssen Sie mir näher erklären.«

»Sie heißen St. Archer?«

»Ja.« Er lächelte dabei.

»Nicht Andy Gere?«

Der Mann war ein hervorragender Schauspieler. »Wie, bitte, soll ich heißen?«

»Gere, Andy Gere.«

»Nein, das tut mir Leid. Da sind Sie auf dem falschen Dampfer, meine Herren. Wenn Sie einen Andy Gere suchen, müssen Sie sich leider verabschieden.«

»Er ist tot.«

»Ach ja?« Er stand locker da und schaute Suko an. »Was suchen Sie dann bei mir?«

»Auch Andy Gere.«

Der Kerl lachte. »Nein, bitte nicht«, er lachte noch immer. »Jetzt drehen Sie aber durch. Gere ist doch tot, wie Sie selbst sagten.«

»Ja, aber manchmal kann es geschehen, dass Tote doch nicht so tot

sind und leben.«

Er deutete auf seine Brust. »Sehe ich aus wie ein Toter?«

»Nein.«

»Dann ist alles klar.«

»Ja - fast.« Jetzt meldete ich mich. Ich stand hinter der Couch zwischen zwei Bildern. »Eine Kleinigkeit gäbe es da noch zu klären, Mr. Gere oder Mr. St. Archer. Wir sind außerdem noch auf der Suche nach einer Frau, die Sie eigentlich kennen müssten. Die Lady heißt Glenda Perkins.«

»Aha.« Gere blieb gelassen. »Und diese Person soll ich kennen, meinen Sie?«

»Wir gehen davon aus, dass sie hier in der Wohnung gewesen ist, Mr. Gere.«

»Ach ja?«

»Besuch hatten Sie doch, oder? Ich sehe es an den beiden Weingläsern. Sie waren also nicht allein.«

»Eine Bekannte wollte mich sprechen. Das ist alles.« Er schaute auf die Uhr. »Ich schätze, dass Sie bei mir an der falschen Adresse sind. Ich kann Ihnen wohl die Namen einiger Lokale hier in der Nähe aufzählen, wo Sie die Dame eventuell finden können.«

»Danke, die kennen wir selbst.«

»Nun ja«, er spreizte die Arme ab und ließ sie wieder fallen. Seine Handflächen klatschten gegen die Oberschenkel. »Dann wäre ja wohl alles klar zwischen uns.«

»Noch eine Kleinigkeit, Mr. St. Arther. Wir sollen Ihnen nämlich einen Gruß bestellen.«

»O ja, von wem?«

»Vom Spuk!«

***

Das Blut rann aus ihrem Körper. Die dunklen Schatten kamen in Intervallen, aber die Vorboten des Todes hatten es noch nicht geschafft, Glendas Lebenswillen zu zerstören.

Sie hatte das Klingeln gehört, danach auch die Schritte und die Stimmen.

War es ein Traum gewesen, eine Halluzination? Aber sie hatte geglaubt, John und Sukos Stimmen zu vernehmen. Möglicherweise auch nur ein Wunschtraum, doch daran wollte sie nicht denken. Sie klammerte sich an diesen Strohhalm, während sie auf den kalten Fliesen lag und die beiden Besucher in ein anderes Zimmer geführt worden waren.

Wie sollten sie je erfahren, dass Glenda im Bad lag und um ihr Leben kämpfte? Sie musste hin, sie musste ihnen Bescheid geben und das trotz der wahnsinnigen Schmerzen, die ihren Körper wie ein inneres

Feuer umkrallt hielten. Das war alles so unwahrscheinlich weit weg. Die Schmerzen nahmen zu, sie rasten bis hinein in ihren Kopf, wo sie beinahe explodierten.

Sie bewegte sich weiter.

Plötzlich konnte sie es. Auf der Seite liegend, einen Arm vorgestreckt, den anderen angewinkelt und die Hand auf die Wunde gepresst, glitt sie auf die Tür zu.

Sie war ihre letzte Rettung. Zudem war sie nicht verschlossen, einen winzigen Spalt stand sie offen.

Und Glenda kroch. Sie leistete in den folgenden Sekunden Über- und Unmenschliches und hinter ihr blieb eine makabre rote Spur zurück, das Blut aus der Wunde.

Glenda kam nur sehr langsam voran. In der ungewöhnlichen Haltung fast schon ein Unding. Sie konnte sich nur unter wahnsinnigen Schmerzen bewegen und wunderte sich schon darüber, dass sie nicht bewusstlos geworden war.

Aber sie machte weiter. Die Stimmen hörte sie zwar nicht mehr, doch sie wusste, dass John und Suko die Wohnung dieses Mannes nicht verlassen hatten.

Auch wenn es ihr so vorgekommen war, als wäre die Tür meilenweit entfernt, so kam sie dieser doch näher. Nichts war mehr wie sonst. Um sie herum bewegte sich alles. Glenda konnte kaum noch etwas auseinander halten, es wallte und wellte. Die Schatten wuchsen zu monströsen Gebilden heran, die immer öfter über sie hinwegkippten, ohne sie allerdings hineinzerren zu können in das Reich der Toten.

Noch nicht…

Dann zuckte sie zusammen, weil sie an den Fingern ihrer rechten Hand einen Widerstand gespürt hatte.

Die Tür!

Mein Gott, sie hatte die Tür erreicht! Endlich war sie da. Die Augen hielt sie weit offen, sie musste etwas sehen können, damit sie es auch schaffte, die Tür aufzuziehen.

Ihre Hand tastete sich über den Rand. Und plötzlich spürte sie auch die Kante.

Der Vergleich mit einem durch den Körper schießenden Stromstoß kam ihr in den Sinn. Das war es, das konnte die Rettung sein, und sie umklammerte den Rand, um die Tür aufzuziehen.

Was normalerweise lächerlich leicht war, wurde für Glenda Perkins zu einem Albtraum. Aber sie konnte die Tür aufziehen und sie schwang sehr leicht an ihr vorbei.

Glenda Perkins hob den Kopf an. Eine Bewegung, die wahnsinnige Schmerzen in ihrem Körper verursachte. Sie hielt den Mund weit offen, wollte schreien oder Johns Namen rufen.

Es war nicht mehr möglich!

Auf der Türschwelle brach sie zusammen und merkte nicht mehr, wie sie mit der Stirn auf den harten Boden schlug…

***

Ich stand noch immer zwischen den beiden Bildern und hörte plötzlich das Zischen.

Zuerst schaute ich nach rechts, dann nach links!

Mit beiden Bildern geschah das Gleiche, denn die schwarze Masse geriet in Bewegung.

Plötzlich tropfte sie zu Boden. Gleichzeitig fing Gere an zu würgen, und aus seinem weit aufgerissenen Mund drangen die schwarzen Schatten hervor. Er spie jetzt seine verfluchte Seele aus, anders konnte ich es mir nicht erklären. Turro brach aus ihm hervor.

Ich hatte ihn gelockt und wir mussten uns teilen, um beide zu vernichten.

»Nimm du dir Gere vor!«, schrie ich Suko zu und sprang mit einem Satz über den flachen Tisch hinweg, weil ich dorthin gelangen wollte, wo sich der Schatten zeigte, also die Seele Turros, die eigentlich in das Reich des Spuks gehörte.

Gleichzeitig lösten sich aus den Bildern die dunklen Massen. Sie klatschten zu Boden, bildeten dort kleine Seen, über die mein Freund Suko als Erster hinwegsprang.

Und Gere griff ihn an.

Er schlug mit beiden Fäusten zu, wobei plötzlich ein Messer aus seinem Hemdsärmel hervorrutschte. Er führte den Arm so hoch, dass er die Klinge in Sukos Hals stechen konnte.

Der Inspektor wich aus. Dann hämmerte er seine Handkante gegen das Gesicht des Mannes und wunderte sich darüber, wie weich die Masse war. Er hatte das Gefühl, in Pudding geschlagen zu haben. Der Treffer wuchtete Gere zurück bis an die Tür, gegen die er mit dem Rücken prallte. Er musste sich erst sammeln, schaute auf seine Hände, wo die Fingerkuppen plötzlich schwarz geworden waren, weil sie die widerliche, teerartige Masse entließen.

Sein Blut und seine schwarze Seele hatten sich wieder miteinander vermischt.

Suko ging davon aus, dass ihn so etwas stärken würde. So weit wollte er es nicht kommen lassen.

Mit einer glatten Bewegung hatte er die Dämonenpeitsche gezogen und einen Kreis geschlagen.

Die drei Riemen rutschten hervor und berührten den Teppich noch nicht, als Suko die Peitsche bereits wieder in die Höhe riss und damit in einem weiten Bogen zuschlug.

Sein Ziel war Turro, der noch immer an der Tür stand und auf die Masse starrte.

Die drei Peitschenriemen sahen so harmlos aus, auch Turro beachtete sie kaum, bis sie ihn trafen.

Da heulte er auf wie eine Sirene. Er brüllte sich die Wut und den Schmerz aus dem Leib, denn die Riemen hatten ihn verletzt wie Messer. Auf seinem Körper malten sich die langen Wunden ab, aus denen die schwarze Masse wie dicker Sirup kroch.

Turro war noch nicht erledigt. Er torkelte auf Suko zu und dabei veränderte sich sein Gesicht, denn die dicke, helle Haut verschwand. Sie nahm einen dunklen Farbton an, erst bläulich, dann grau, schließlich schwarzbraun, und Turro griff mit beiden Händen hinein und zerrte sich die Masse weg.

Wie eine Sturzflut schäumte die dunkle Flüssigkeit hervor, die einmal Turros Blut gewesen war. Es klatschte auf den Boden und Turro, der keinen Kopf mehr hatte, fiel in die schwarze Masse hinein, die an Menge zunahm, denn innerhalb des Körpers steckten noch weitere Reserven, die sich den Weg ins Freie suchten.

Es waren weder Knochen, Haut noch Fleisch zu sehen, nur eben diese teerhaltige Masse, die zudem noch bestialisch stank.

Suko trat zurück und wirbelte herum. Er wusste, dass ihm von Turro keine Gefahr mehr drohte.

Aber was war mit seiner Seele?

Mit der hatte ich es zu tun und sie stellte es verdammt geschickt an. Ich verfluchte innerlich den Spuk, der ihr dabei mitgeholfen hatte, denn sie hatte etwas aus seiner Welt mitbekommen.

Sie war durchscheinend, ich konnte sie nicht packen und sie huschte über die Reste der schwarzen Bilder hinweg, die daraufhin anfingen zu brodeln und neue Figuren bildeten, die sogar in die Höhe wuchsen, als sollten daraus neue Gestalten entstehen.

»Hau sie zusammen, Suko!«, brüllte ich, der sofort begriffen hatte und mit der Dämonenpeitsche zuschlug.

Die Riemen klatschten in die Masse hinein. Sie rissen dort Lücken. Tropfen spritzten nach allen Seiten weg und unter der Decke entstand plötzlich ein schattenhaftes Gesicht, eben das des Dämons Turro, das der Konstabler auch in den Wolken gesehen hatte.

Es würde eingreifen, da war ich mir sicher, und auch der Geist huschte darauf zu.

Mein Kreuz reagierte nicht. Es hatte wieder diesen verfluchten Grauschimmer angenommen, aber ich ging einfach davon aus, dass Turro nicht so stark war wie der Spuk, der es möglicherweise schaffte, sich dem nach der Aktivierung entstehenden Licht entgegenzustemmen.

Deshalb rief ich die Formel, denn wir würden sonst unterliegen.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Und die Worte reichten.

Das Kreuz in meiner Hand verwandelte sich zu einem Stern. Lichtblitze zuckten in alle Richtungen weg. Sie trafen, sie zerstörten, sie rissen auseinander.

Kein Schatten kam davon und auch die schwarzen Reste auf dem Boden vergingen mit zischenden Lauten, wobei noch Dampfschwaden in die Höhe stiegen.

Licht kontra Dunkelheit!

Schon zu Beginn der Zeiten hatte es diesen Kampf gegeben und das Licht war Sieger gewesen.

So wie jetzt!

Was mit der Seele des toten Dämons Turro geschehen war, hatte ich leider nicht sehen können. Sie war in dem allgemeinen Durcheinander zerrissen worden. Jedenfalls würde sie nicht mehr in das Reich des Spuks zurückkehren, um von dort einen erneuten Ausbruch zu versuchen.

Noch ein letztes Flackern, das flirrend über die Wunde strich, dann war es vorbei.

Kein Andy Gere mehr, kein Gerald St. Archer und auch keine Schatten. Wir hatten die Wohnung von dem Bösen befreit.

Suko nickte mir zu und sagte mit leiser Stimme. »Das ist es wohl nicht gewesen oder?«

»Nein, Suko.«

»Wir werden Glenda schon finden.«

»Hoffentlich«, sagte ich und ging an ihm vorbei zur Tür. Ich zog sie auf, schaute in die Diele - und hätte am liebsten geschrieen, als ich das schreckliche Bild sah…

***

Vor mir lag Glenda in ihrem Blut!

Diese Szene gehörte wieder zu den Momenten im Leben, die man nie vergisst. Die sich wie ein Standbild in der Erinnerung festsetzten. Es war so furchtbar, dass ich keinen Laut hervorbrachte. Ich hatte das Gefühl, als würde mir jemand die Beine unter dem Körper wegziehen.

Glenda ist tot!

So schrie es in meinem Hirn, denn eine andere Möglichkeit gab es für mich nicht. Sie rührte sich nicht mehr und ich konnte die Blutspur sehen, die sie vom Bad her hinter sich hergezogen hatte.

Was Suko tat, bekam ich kaum mit. Ich hörte ihn stöhnen, dann kniete er plötzlich neben ihr, untersuchte sie, schnellte hoch und brüllte mich an.

»Johnnnn! Verflucht, John, komm zu dir!«

Ich schüttelte den Kopf, stierte ins Leere.

Da schlug Suko zu. Seine Handflächen peitschten gegen meine Wangen. Ich erwachte wie aus einem Traum, hörte ihn nach einem

Arzt schreien und etwas von einem Telefon sagen.
»Ja, Suko, ja.«
»Ach, Scheiße, John.« Auch er verlor die Nerven, aber nicht den Überblick. Dass er nicht aus der Wohnung anrief, bekam ich nur am Rande mit. Er rannte jedenfalls raus und ich konnte mich endlich wieder bewegen.
Wie ein Kleinkind, das erst mit dem Laufen beginnt, stakste ich auf Glenda zu.
Ich sah nur das Blut und konnte auch an nichts anderes denken als an den Tod.
Neben ihr fiel ich auf die Knie und beugte ich mich über sie.. Das bleiche Gesicht wirkte vor der roten Blutfarbe noch blasser. Hinzu kam das pechschwarze Haar und in die Augen wollte ich erst gar nicht schauen.
Augen war das Stichwort!
Meine füllten sich plötzlich mit Tränen. Ich konnte nicht anders. Ich saß neben ihr und weinte.
Erst Will Mallmann, dann Nadine Berger, jetzt Glenda. Verdammt noch mal, würde das denn nie ein Ende nehmen? War denn alles umsonst gewesen? Meine Kehle saß zu. Ich merkte kaum, dass ich über ihr Gesicht strich, ich sah das Blut wie einen See und glaubte, darin die lachende Fratze des Teufels zu erkennen.
Dass man mich irgendwann wegzerren musste, bekam ich kaum mit. Ich hörte Stimmen, sah die Männer in den weißen Kitteln wie Gespenster hin und her huschen, dann war jemand da, der mir ein Glas in die Hand drückte. Es war Suko.
»Trink, John!«
Ich schluckte den Whisky, der wie Feuer brannte. Man drückte mich in einen Sessel. Sir James Powell war ebenfalls bei mir. »Wir können jetzt nichts mehr für Glenda tun, John.«
Ich nickte.
»Es liegt in den Händen der Ärzte.«
Wieder nickte ich.
Irgendwann verließen wir die Wohnung. Ich stieg in den Rover, Suko fuhr, aber er schlug nicht den Weg zur Wohnung ein, sondern einen anderen, der uns zum Krankenhaus brachte.
Dort wartete bereits Bill Conolly. Er hatte einige Yards weiter mit Freunden zusammengesessen und erklärte uns, wie Glenda an diesen Kerl geraten war.
Ich bekam es zwar mit, aber Antworten gab ich nicht. Zu dritt hockten wir auf der harten Wartebank, während Glenda auf dem OP-Tisch lag. Noch ein Funken Leben hatte in ihr gesteckt, aber der Blutverlust war einfach zu hoch gewesen. Jetzt versuchten die Mediziner es mit einer Transfusion.

Sir James rief ebenfalls einige Male an, ohne dass er eine konkrete Antwort erhielt.

Irgendwann - in London erwachte bereits das Leben - erschienen die beiden Ärzte, die sich um Glenda gekümmert hatten. Erschöpft, mit blassen, müden Gesichtern.

Diesmal sprang ich mit auf.

»Wie geht es ihr?«

Sie hoben gemeinsam die Schultern.

»Das ist keine Antwort, verdammt!«, schrie ich durch den langen Flur, sodass meine Stimme ein Echo bildete.

»Sie hat sehr viel Blut verloren.«

»Und?«

»Wenn Sie bisher noch nicht gebetet haben, Mr. Sinclair, dann versuchen Sie es jetzt.«

Mehr sagten sie nicht. Sie gingen weg, ich schaute ihnen nach. In meinem Hirn hämmerten die Gedanken, denn ich wusste, was ihre Aussage bedeutete. Glendas Leben stand mehr als auf der Kippe.

Bill Conolly und Suko nahmen mich in die Mitte. »Wir müssen jetzt gehen, John. Wir helfen Glenda auch nicht, indem wir hier auf der Bank bleiben.«

»Ja«, sagte ich und schritt wie ein Greis zwischen meinen beiden Freunden her…

ENDE